



Nr. 18.

XVIII. Jahrgang, I. Band.

1899-1900

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.

Das Schiffsgeld.

✶ Berlin, 24. Januar 1900.

Unsere vor vierzehn Tagen ausgesprochene Hoffnung, daß die deutsche Diplomatie noch fähig sein werde, die Beschlagnahme deutscher Postdampfer durch englische Kriegsschiffe auszugleichen und den Zwischenfall aus der Welt zu schaffen, ohne diese Welt gleich an allen vier Ecken anzuzünden, hat sich wirklich erfüllt. Die Interpellation, die alle bürgerlichen Fraktionen deshalb im Reichstag gestellt hatten, ist von dem Staatssekretär des Auswärtigen so beantwortet worden, daß alle Parteien des Reichstags, mit Ausnahme einiger antisemitischer Spektakelmacher, auf eine weitere Besprechung des Gegenstandes verzichteten. Die englische Regierung hat ihr Bedauern über die Mißgriffe ihrer Organe kundgegeben, sich zu jeder Entschädigung und Genugthuung bereit erklärt, auch den Spruch eines Schiedsgerichts angenommen für den Fall, daß sich keine Einigung zwischen den unmittelbar bethelligten Staaten herstellen ließe.

Für alle Leute, die inmitten des Flottenlärms noch so glücklich gewesen sind, ihre fünf Sinne bei einander zu behalten, war dieser Ausgang der Sache von vornherein zweifellos. England hat nicht das geringste Interesse daran, in seiner gegenwärtigen Lage einen völkerrechtlichen Konflikt mit dem Deutschen Reich vom Baune zu brechen, wenigstens dann nicht, wenn das Deutsche Reich mehr als eine quantité négligeable im internationalen Staatenkonzert bedeutet. Dieser Ansicht war die sozialdemokratische Partei, und es ist merkwürdig, daß sie die Entrüstung aller Land- und Wasserpatrioten erregt hat, weil sie die seit dreißig Jahren ertönenden Lobgesänge von des Reiches Macht und Herrlichkeit immerhin genug geglaubt hat, um das Reich vor allen beiläufigen Nasenstülbern fremder Mächte geschützt zu erachten. So niedrig, wie die Flottenschwärmer, hat die sozialdemokratische Partei das Ansehen des Reiches doch nicht eingeschätzt, und für diesen angeblichen Ueberschuß an Patriotismus wird sie nun ebenso verbrannt, wie sie sonst für ihren angeblichen Mangel an Patriotismus verbrannt zu werden pflegt.

In der That beginnt der Flottenspektakel aus dem Stadium des gelinden Wahnsinns mehr und mehr in höhere Instanzen der Unvernunft zu entarten.

Die Beschlagnahme der deutschen Postdampfer sollte ein heimtückischer Schlag gegen das Deutsche Reich sein. So weit, so gut. Nun hat ein ultramontanes Blatt in ganz plausibler Weise darauf hingewiesen, daß deutsche Lockspigel den Verdacht der englischen Kriegsschiffe auf die deutschen Dampfer gelenkt haben könnten, um sie zu deren Beschlagnahme aufzureizen und so „Material“ für die uferlosen Flottenpläne zu schaffen. Diese Vermuthung liegt um so näher, als die Lockspigelei schon seit siebzig Jahren zu den geweihten Waffen gehört, womit in Deutschland für Thron und Altar gekämpft wird. Deshalb haben auch sozialdemokratische Blätter den Hinweis jenes ultramontanen Blattes als ganz beachtenswerthen Fingerzeig notirt, wodurch sie es nun aber wieder völlig mit den Flottenschwärmern verдорben haben. Mit gut gespielter Naivetät fragt die „Hilfe“: Wie können Lockspigel so ungeschickt arbeiten, daß auch amerikanische, norwegische 2c. Schiffe beschlagnahmt worden sind? Schön, aber wenn auch amerikanische, norwegische 2c. Schiffe beschlagnahmt worden sind, wie kann dann die Beschlagnahme deutscher Schiffe ein besonders gegen das Deutsche Reich geplanter Streich sein? In solche Widersprüche verfällt der Flottenrummel mit jedem Schritte, was ihn übrigens nicht hindert, mit krampfhafter Hast in dem handgreiflichen Unsinn fortzustolpern.

Da für alle Leute, die sich noch die Fähigkeit logischen Denkens gerettet haben, von vornherein feststand, daß England für die Uebergriffe seiner Kriegsschiffe die hergebrachte Genugthuung leisten werde, so hat sich die sozialdemokratische Fraktion an der Einbringung der Interpellation im Reichstag nicht betheiligt. Sie liebt zudem keine bestellte Arbeit und keine wohlfeilen Rundgebungen; da der Reichstag sich sonst in Fragen der auswärtigen Politik selbst mundtot macht, so würde er sein Ansehen nicht beeinträchtigt haben, wenn er auch in diesem Falle den Mund gehalten und ruhig abgewartet hätte, bis er den Verlauf der Dinge aus den Zeitungen erfuhr. Soweit die Interpellation mehr sein wollte, als eine einfache Bestätigung der Dinge, die sich mit vollkommener Sicherheit voraussehen ließen, ist sie denn auch nach Verdienst vergedelt. Die schönrednerischen Floskeln, womit der Staatssekretär v. Bülow seine Auskunft aufzustutzen beliebte, können Niemanden imponiren, der da weiß, wie hartnäckig die Regierungen ihr Ohr den „einnüthigsten“ Wünschen des Volkes zu verschließen wissen, sobald es auf Erleichterungen des reaktionären Druckes im Innern, oder auch nur, um auf dem Gebiet der auswärtigen Politik zu bleiben, auf die Schmerzensschreie der Provinzen ankommt, die unter den russischen Grenzplacereien seit Jahrzehnten zu leiden haben. Es ist glücklicher Weise noch nicht nach Jedermanns Geschmack, stumm duldbend die ungesühnten Herausforderungen eines Barbarenstaats zu ertragen, aber den Mund wer weiß wie weit aufzureißen, wenn der immerhin freieste Staat Europas sich eine alsbald gesühnte Unbill gegen das Deutsche Reich herausnimmt.

Als das entwickeltste Kapitalisten- und das größte Kolonialreich der Erde steht England dem sozialdemokratischen Gesellschaftsideal so fern wie möglich, und kein Arbeiterblatt hat den von kapitalistischer Habsucht angezettelten Burenkrieg vertheidigt oder auch nur beschönigt. Aber neben den Schatten hat England auch die Lichtseiten der bürgerlichen Gesellschaftsordnung auf großer Stufenleiter entwickelt, und es ist die widerlichste Seite an der Engländerhebe der deutschen Flottenschwärmer, daß sie den englischen Raubstaat noch überbieten, aber von dem englischen Verfassungsstaat beileibe nichts wissen wollen. Erstreckte sich ihre Reibhammelei nicht bloß auf jenen, sondern auch auf diesen, so wäre in dem Wahnsinn wenigstens einige Methode, und man könnte begreifen, wie so die

Wasserpatrioten sich mit der Hoffnung schmeicheln, die Arbeiter auf ihren Beim zu locken. Allein je ärger der Flottendusel, der auf dem Gebiet der kapitalistischen Raubpolitik mit England siegreich rivalisiren will, um so wilder der Haß gegen die freiheitlichen Institutionen Englands, namentlich gegen die gesicherten Rechte der englischen Arbeiterklasse. Wer damit das deutsche Proletariat fördern zu können hofft, huldigt der komischen Einbildung, daß die deutschen Arbeiter heute noch dümmere seien, als die englische Bourgeoisie vor dritthalbhundert Jahren war. Diese Bourgeoisie liebte ihre Flotte zweifellos sehr, aber sie verweigerte einfach das Schiffsgeld, allen voran John Hampden, der dadurch unsterblich geworden ist, als der König es forderte, aber gleichzeitig ablehnte, die Rechte des Volkes in unwiderruflicher Weise zu verbrieften.

Mitten in den Flottenrummel fällt ein sehr zeitgemäßer Gedenktag. Am 6. Februar werden es fünfzig Jahre, seitdem der König Friedrich Wilhelm IV. die preussische Verfassung beschwor. Er haranguirte bei dieser Gelegenheit die Mitglieder des Landtags also: „Sie, meine Herren, und die Landtage nach Ihnen, und die Treue des Volkes muß mir helfen wider die, so die königlich verliehene Freiheit zum Deckel der Bosheit machen und dieselbe gegen ihren Urheber kehren, gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit; wider die, welche diese Urkunde gleichsam als Ersatz der göttlichen Vorsehung, unserer Geschichte und der alten heiligen Treue betrachten möchten; alle guten Kräfte im Lande müssen sich vereinigen in Unterthanentreue, in Ehrfurcht gegen das Königthum und den Thron, der auf den Siegen unserer Heere ruht, in Beobachtung der Gesetze, in wahrhaftiger Erfüllung des Huldigungsseids, sowie des neuen Schwures der Treue und des Gehorsams gegen den König und des gewissenhaften Haltens der Verfassung; mit einem Worte: seine Lebensbedingung ist die, daß mir das Regime mit diesem Gesetz möglich gemacht werde; denn in Preußen muß der König regieren, und ich regiere nicht, weil es also mein Wohlgefallen ist, Gott weiß es, sondern weil es Gottes Ordnung ist; darum will ich auch regieren.“ Genau so sprach Karl I. von England, worauf sich die John Hampden und Genossen unsterblichen Ungedenkens erhoben, ihre bürgerlichen Rechte siegreich vertheidigten und dann ihre eigene Flotte bauten, die zunächst doch die bürgerliche Kultur gegen die Angriffe des Absolutismus und Feudalismus vertheidigt hat, mag sie dann auch noch so oft kapitalistischen Seeraub getrieben haben.

Nur diesen Seeraub aber haben die deutschen Flottenschwärmer im Auge. Die deutsche Bourgeoisie hat sich der Sprache ruhig unterworfen, die Friedrich Wilhelm IV. am 6. Februar 1850 führte; sie hat sich gern mit der „königlich verliehenen Freiheit“ begnügt; sie hat die damals erlassene Verfassung wieder und wieder verstümmelt, damit nur ja der König von Gottes Gnaden mit ihr regieren könnte. Diese Verfassung ist glücklich so weit herunter gekommen, daß die Junker des preussischen Abgeordnetenhauses sich neulich hinter sie versteckt haben, um die Regierung wegen der Maßregelung der kanalseindlichen Landräthe anzuklagen; das arme Gespenst hat auch diese Prüfung überstanden, ohne an homerischem Gelächter zu sterben. Möglicherweise sogar, daß die preussische Verfassung einmal ein ernsthaftes Ding wird, wenn die Junker anfangen, mit ihr zu wirthschaften! Aber die Bourgeoisie hat das nie verstanden, und so haben die preussischen Könige auch nie aufgehört, zu sprechen, wie Friedrich Wilhelm IV. am 6. Februar 1850 sprach, von ihrem Standpunkt aus mit gutem Rechte, denn keine historische Macht verzichtet eher auf ihre erworbenen Rechte, als bis sie diese Rechte nicht mehr aufrecht erhalten kann. Die Flottenagitation möchte sogar Jedem den Mund verbieten, der ein

kaiserliches Urtheil über historische Erscheinungen nicht so unbedingt hinnimmt, wie der gläubige Katholik eine päpstliche Entscheidung ex cathedra hinnehmen muß. Da Bebel die kaiserliche Meinung, daß die Sozialdemokratie eine vorübergehende Erscheinung sei, im Reichstag mit der Präzisierung erwähnt hat, sie sei es freilich, aber nur wie die hohenzollernsche Dynastie auch eine vorübergehende Erscheinung sei, so ist die „Hilfe“, das wildeste aller Flottenblätter, über diese „maßlose Uebertreibung“ tief empört; solche Worte könnten unendlich viel schaden, weil sie unnöthig reizten. Schade ist es gewiß, daß Herr Maurenbrecher seine Eunuchenpolitik nicht schon den John Hampden und Genossen empfehlen konnte; sie hätten dann sicherlich das Schiffsgeld gezahlt, und die Weltgeschichte hätte einen anderen Verlauf genommen.

Nein, die deutsche Bourgeoisie wird das Schiffsgeld nie verweigern; sie ist in diesem Punkte so vorsichtig, daß sie, um ihr Heldenherz ja vor jeder unzeitigen Anwandlung von Heldenmuth zu schützen, das Schiffsgeld von vornherein auf die Schultern des Proletariats abwälzt. Der große Pimp, auf den hin die Flotte gebaut werden soll, kann nicht darüber täuschen, daß die Arbeiter am letzten Ende die Beche bezahlen sollen. Aber sie allerdings werden das Schiffsgeld verweigern, in ihrem Interesse wie im Interesse der ganzen Nation, die, solange sie sich in ihrem eigenen Hause nicht einmal ein bescheidenes Maß bürgerlicher Freiheit zu sichern weiß, sich nur lächerlich machen würde, wenn sie den gepanzerten Hans Dampf in allen Gassen des Weltmeers spielen wollte. Wir hoffen noch, daß die gigantische Seifenblase an dem energischen Widerstand der Arbeiterklasse zerschellen wird; so wenig es der deutsche Michel ums Proletariat verdient hat, so muß es den armen Teufel doch vor allzu verhängnißvollen Thorheiten zu schützen suchen.

Eine neue Gesamtdarstellung der pädagogischen Psychologie.

Von R. Roß.

Von den Arbeiten und Ergebnissen der neueren Psychologie bringt leider nur sehr sporadisch etwas in weitere Kreise. Selbst unter den Pädagogen von Beruf giebt es viele, die dieser Wissenschaft gleichgiltig, wenn nicht gar mit einer Art instinktiver Abneigung gegenüberstehen. Indessen scheint die herrschende Vorliebe für den psychologischen Roman, ja schon das heutige Vorhandensein dieser Tendenz zur Analyse und Zerfaserung des Innersten im Menschen, doch darauf hinzudeuten, daß gerade der moderne Mensch gern betrachtet und ergründet, was „durch das Labyrinth der Brust wandelt“. Und wenn das Wort Schillers:

„Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land!“

hier seine Geltung bewahrt, so wird die wissenschaftliche Behandlung psychologischer Probleme vielleicht bald ebenso sehr im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehen, wie Untersuchungen aus dem Gebiet der Naturwissenschaften.

Vor einiger Zeit ist nun die deutsche Ausgabe eines Buches¹ erschienen, welches im Geiste der modernen Psychologie und unter Berücksichtigung der

¹ James Sully, „Handbuch der Psychologie für Lehrer.“ Aus dem Englischen übertragen von Dr. J. Stimpff. Leipzig, E. Wunderlich. 447 S. Preis 4 Mk., geb. 4,80 Mk.

gesamten einschlägigen Literatur geschrieben ist und zugleich, indem es dem Leser die praktische Bedeutung dieser Wissenschaft vor die Augen rückt, als vorzüglich geeignet angesehen werden muß, aufklärend und werbend zu wirken. Der Verfasser, Professor der Philosophie am University College in London, ist den Lesern dieser Zeitschrift bereits als Kinderpsychologe bekannt geworden.¹ Er hat sich außerdem durch ein größeres Werk („*Outlines of Psychology*“) und durch seine Beiträge zur Musikpsychologie eine hervorragende Stellung unter den Vertretern seiner Wissenschaft erobert.

Wer an der Hand des Sullyschen Buches einen orientirenden Streifzug durch das ganze Gebiet der Psychologie unternimmt, wird bald finden, daß hier ein weites fruchtbares Feld zu beackern ist, und daß man überall dabei ist, diesem Boden in geduldiger Arbeit seine Früchte abzurufen, anstatt wie früher Spekulationen anzustellen. In der That, das Erste, was die neuere Psychologie kennzeichnet, ist das Beseitigen aller metaphysischen Erörterungen. Sie ist nach einem bekannten Worte eine Psychologie ohne Seele. Nach Sully besteht ihre Aufgabe in der genauen Beschreibung und Erklärung der Vorgänge, die uns in der inneren Erfahrung gegeben sind. Die Definition der Psychologie als Wissenschaft der inneren Erfahrung kann man zur vorläufigen Abgrenzung wohl gelten lassen. Wenn aber Sully weiter ausführt, daß es also der Gegenstand, der Stoff sei, durch den sich die Psychologie von den Naturwissenschaften unterscheidet, so mag demgegenüber bemerkt werden, daß die bedeutendsten Forscher, wenigstens in Deutschland, diese „gegenständliche Auffassung“ verlassen haben und unter Hervorhebung der ursprünglichen Einheit aller Erfahrung den Unterschied in der Betrachtungsweise sehen. Während die Physik (im weitesten Sinne) darauf ausgeht, unsere Erfahrung von allen subjektiven Bestandtheilen zu reinigen, um so zu einem in sich widerspruchsfreien System der objektiven Vorgänge zu gelangen, untersucht die Psychologie die Erlebnisse gerade in ihrer Bedingtheit durch das erlebende Subjekt. Sie ist daher nach Wundt die Wissenschaft der unmittelbaren Erfahrung.

Beschreibung und Vergliederung der unmittelbar gegebenen Bewußtseinsphänomene und die Aufdeckung der Gesetzmäßigkeit in ihrer Aufeinanderfolge bildet also die nächste Aufgabe der Psychologie. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe ist, wenn man die Wandelbarkeit und Flüchtigkeit der seelischen Gebilde bedenkt, ohne Weiteres klar. Einen großen Schritt vorwärts in der Ueberwindung dieser Schwierigkeiten hat die Wissenschaft durch die Einführung des Experiments in die psychologische Forschung gethan. Nachdem sich die experimentelle Methode in den Naturwissenschaften so glänzend bewährt hatte, lag der Versuch, durch ihre Anwendung auch in der Psychologie eine exaktere Beobachtung zu ermöglichen, ja nahe genug. Erklärlicher Weise wurden die ersten Experimentaluntersuchungen auf dem Gebiet der Sinnesempfindungen, wo sich die Arbeit des Psychologen mit der des Physiologen und Physikers am direktesten berührt, von Männern wie Weber, Helmholtz und Fechner angestellt. So ist man in Bezug auf das zwischen der Intensität der Empfindung und der Stärke des Reizes obwaltende Verhältniß zu dem nicht vorauszu sehenden Resultat gelangt, daß die Stärke der Empfindung nicht einfach proportional der Größe des Reizes wächst, sondern daß, um eine eben merkliche Zunahme der Empfindung zu bewirken, die vorhandene Reizstärke stets um denselben Bruchtheil erhöht werden muß. Beispielsweise muß einem auf der Hand ruhenden Gewicht von 1 Gramm $\frac{1}{3}$ Gramm

¹ Siehe G. Schönfeldt, XVI. Jahrgang, Heft 8.

hinzugefügt werden, ehe man den Unterschied der beiden Reize bemerkt, bei 2 Gramm beträgt das erforderliche Zusatzgewicht $\frac{2}{3}$ Gramm, bei 1 Pfund $\frac{1}{3}$ Pfund u. s. w. Das konstante Verhältniß beträgt also bei den Druckempfindungen $\frac{1}{3}$. Ebenso ist es bei den Schallempfindungen, während in der Reihe der Lichtintensitäten die Zahl $\frac{1}{100}$ die konstante ist. Auf die Einschränkungen, die dieses, das sogenannte Webersche, Gesetz in Folge genauerer Untersuchungen erfahren hat, sowie auf seine psychologische Bedeutung kann ich hier nicht eingehen. Sully erwähnt eine ganze Reihe von Experimenten, die zum Theile schon ausgeführt, zum Theile auch neu sind und sich leicht mit Schülern anstellen lassen. Er steht aber einseitig die Bedeutung des Experiments darin, daß es die Messung psychischer Vorgänge ermöglicht. Das trifft zwar in vielen Fällen zu, in anderen jedoch nicht. Sully selbst führt die Assoziationsversuche an, bei denen die Versuchsperson auf ein zugerufenes Wort jedesmal die zunächst sich anschließende Vorstellung anzugeben hat. Diese Versuche werden offenbar nicht unternommen, um geistige Prozesse zu messen, sondern um eine vollständige Uebersicht der verwickeltesten assoziativen Beziehungen zwischen den Vorstellungen zu gewinnen. Oder erinnern wir uns des ebenso einfachen wie lehrreichen Experiments von Helmholtz, eine Landschaft mit umgekehrter Haltung des Kopfes zu betrachten, indem man zwischen den eigenen Beinen hindurchsteht, wobei einerseits die Farben viel kräftiger hervortreten, während andererseits die Wahrnehmung der Tiefendimensionen bedeutend mangelhafter ist, als beim gewöhnlichen Sehen.

Ebenso wenig wie sich die Lehre vom körperlichen Organismus auf die anatomische und physiologische Untersuchung beschränkt, kann auch die Psychologie bei einer bloßen Zurückführung der komplizirten Bewußtseinserscheinungen auf ihre einfachsten Bestandtheile und bei der Darstellung ihrer Verbindungsprozesse stehen bleiben. Hier wie dort müssen wir, um zu einem Verständniß der Erscheinungen zu gelangen, den Organismus als ein Werdenendes betrachten. Das ergiebt den entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt. Bei der Einführung desselben in die Psychologie zeigt sich zum zweiten Male der Einfluß der Naturwissenschaft. Ist die experimentelle Psychologie auf deutschem Boden erwachsen und groß geworden, so verdanken wir der englischen Psychologie die erste entschiedene Betonung des genetischen Prinzips. „Wenn die Entwicklungslehre richtig ist, so folgt daraus als unvermeidliches Ergebnis, daß der Geist nur begriffen werden kann, indem man untersucht, wie der Geist sich allmählig entwickelt hat.“ Von diesem Gedanken („Prinzipien der Psychologie“, Deutsche Ausgabe von Better, I, 305) ausgehend, hat Herbert Spencer unter Anwendung der allgemeinen biologischen Sätze den ersten Versuch einer Synthese des geistigen Lebens von seinen einfachsten Formen in der Thierwelt bis zu den höchst komplizirten Erscheinungen beim Menschen gemacht. Mag man seine Ausführungen im Einzelnen bemängeln; das methodische Prinzip hat die Psychologie anerkannt, indem sie in immer größerem Umfang das psychische Leben der Thiere, des Wilden und des Kindes erforscht, um so die phylogenetische und die ontogenetische Entwicklung der geistigen Funktionen klarzulegen.

Sully ist meines Wissens der erste Schriftsteller, der in einer pädagogischen Psychologie diese entwicklungsgeschichtliche Auffassung konsequent durchgeführt hat. Daß er dabei in seinen thatsächlichen Angaben ausschließlich auf die geistige Entwicklung des Kindes Bezug nimmt, ist in Anbetracht der besonderen Bestimmung seines Buches natürlich nur zu billigen.

Nicht nur durch die Hervorhebung des genetischen Standpunkts erinnert Sully an den berühmten englischen Philosophen, auch im Einzelnen scheinen sich

ihre Ansichten vielfach zu berühren. Unverkennbar ist die Uebereinstimmung beider in der Theorie der Gefühle. Eine mäßige und angemessene Thätigkeit der Organe erregt Lustgefühle. Die Lust schlägt in Unlust um, wenn die Organe durch übermäßige Inanspruchnahme geschädigt werden. Schmerzliche Gefühle werden aber auch durch den Mangel geeigneter Reize und damit verbundene Unthätigkeit, sowie durch direkte Verletzung der Organe hervorgerufen. Eine mäßige Uebung seiner Organe ist nützlich für den Organismus, während übermäßige Thätigkeit oder Nichtgebrauch derselben schädigend auf das Leben wirkt. Angenehme Gefühle begleiten also die für den Organismus nützlichen, unangenehme Gefühle die lebensschädigenden Vorgänge. Dauern die äußeren Bedingungen der freudigen oder schmerzlichen Erregung an, so verliert das Gefühl an Intensität und hört schließlich auf.

Sehr interessant ist das fünfte Kapitel des Sullyschen Buches, welches einen allgemeinen Ueberblick über die Entwicklung des Geistes giebt. Die dort niedergelegten Gedanken mögen die Basis einiger weiteren Betrachtungen bilden. Die vergleichende Zoologie läßt uns in den zahllosen, auf das Mannigfaltigste variierten Formen der Thierwelt eine ununterbrochen aufsteigende Stufenfolge des Lebens erkennen. Von dem formlosen, in sich gleichartigen Protoplasmaleib der Amöbe bis zu den höchsten Wirbelthieren hinauf findet sich eine fortwährende Zunahme in der Komplizirtheit des Baues und eine immer vielseitigere Anpassung an die umgebende Welt. Die Theile des Organismus werden immer ungleichartiger, und jeder Theil wird dadurch zur Verrichtung einer bestimmten Gruppe von lebenserhaltenden Funktionen immer geeigneter. Das Wesen der Entwicklung ist also fortschreitende Differenzirung. Diese Differenzirung zeigt sich bekanntlich auch in den ersten Lebensstadien des einzelnen Thieres, indem „aus einer scheinbar einförmigen oder homogenen Substanz allmählig verschiedenartige Gewebe zu entstehen beginnen und sich in gesonderte Organe umgestalten“. Gleichzeitig mit der Differenzirung vollzieht sich eine Verknüpfung der Theile zu einem zusammenhängenden und zusammenwirkenden Ganzen, die Integration. Diese beiden Seiten des Entwicklungsprozesses treten uns auch in dem allmählichen Aufbau des Nervensystems wieder entgegen. Sully deutet leider nur an, wie aus der ursprünglichen primitiven Anlage der nervösen Zentralorgane beim Embryo durch beständige Differenzirung und Integration das höchst verwickelte und räthselhafte Organ oder vielmehr Organsystem des menschlichen Gehirns und seiner Innere entsteht. Wie gesagt, Sully deutet das leider nur an, wie überhaupt seine ganze Darstellung des Nervensystems etwas summarisch gehalten ist, allerdings unter Hervorhebung des Wesentlichen. Da die geistigen Vorgänge an die Thätigkeit des Gehirns gebunden sind, da sie mithin nur Korrelativererscheinungen von Gehirnprozessen sind, so läßt sich von vornherein annehmen, daß die geistige Entwicklung im Wesentlichen analog der Entwicklung des physischen Organismus verlaufen muß. So ist es in der That. Das geistige Leben des Kindes beginnt „als ein Zustand unbestimmter, undifferenzirter Empfindlichkeit, welcher dem Protoplasma der körperlichen Entwicklung entspricht“. Der Morgen ist noch nicht angebrochen; nur die Morgendämmerung, ein dunkles, traumartiges Bewußtsein ist da. Die Empfindungen, die durch die verschiedenen Sinne der Seele zugetragen werden, fließen mit den Gefühlen des subjektiven Wohlbefindens und Unbehagens in eine unterschiedslose Masse zusammen. Wie aus diesem Chaos sich dann zunächst gewisse Empfindungskomplexe als die ersten rohen Wahrnehmungen absondern, wie darauf durch immer feinere Unterscheidung der einzelnen Empfindungen die Wahrnehmungen sich zu größerer Bestimmtheit erheben, indem gleich-

zeitig durch das Hineinspielen der Assoziationsprozesse die Gegenstände und Ereignisse der Außenwelt in mannigfache Beziehung zu einander gesetzt werden, wie ferner die Gefühle und Willenshandlungen an Zahl und Komplizirtheit zunehmen, kurz wie sich auf dem Wege fortschreitender Differenzirung und Verknüpfung von Bewußtseinszuständen der geistige Mechanismus nach und nach vervollkommenet; daß alles läßt sich hier nicht einmal in groben Umrissen schildern, da es nicht weniger als eine Refapitulation der ganzen Psychologie bedeuten würde. Um jedoch an einem typischen Beispiel die mehrfach betonten beiden Seiten des Entwicklungsprozesses zu zeigen, berühre ich kurz nur eine Frage, die Frage: Wie kommt das Kind zu allgemeinen Begriffen? Sully beschäftigt sich mit dieser Frage im zwölften und dreizehnten Kapitel seines Buches, in vorzüglich klarer Weise hat sie unlängst auch Wilhelm Alment behandelt.¹ Wenn das Kind die ersten Wörter der Muttersprache selbständig zu gebrauchen anfängt, pflegt es die Bedeutung der gelernten Wörter auffallend zu verallgemeinern. Gegenstände, die oft nur eine entfernte Ähnlichkeit miteinander haben, werden mit demselben Worte benannt. So dient das Wort „Lampe“ bei vielen Kindern zur Bezeichnung aller möglichen leuchtenden Dinge, und ein kleiner zweijähriger Knabe nannte sogar die Bronzestatue eines Storches „Hottehü“. Solche Uebertragungen der Wortbedeutung, die sich nur zum Theile durch Wortmangel erklären, liefern einen schlagenden Beweis für die große Unbestimmtheit und Undeutlichkeit der ersten Vorstellungen. Dieser undifferenzirte Zustand der Vorstellungen offenbart sich gleichfalls in den ersten Zeichenversuchen der Kinder. Indem allmählig der Blick für die Auffassung von Einzelheiten geschärft wird, entstehen aus den anfänglichen schematischen Vorstellungen — „Urbegriffe“ nennt sie Alment, soweit sie mit Wortvorstellungen verknüpft sind — deutlich abgegrenzte Einzelvorstellungen, und demgemäß wird die Bedeutung der Wörter allmählig auf ihren richtigen Umfang reduziert. Erst nachdem so eine hinreichende Zahl von Einzelbegriffen gebildet ist, gelangt das Kind durch Analyse und Vergleichung, also durch einen wahren Prozeß der Verallgemeinerung zu generellen Begriffen und damit wieder zur Vereinheitlichung des Wissens.

Verfolgt man die geistige Entwicklung des Kindes in ihren einzelnen Zügen, so findet man überall merkwürdige Parallelen zu dem Entwicklungsgang, den die Menschheit im Ganzen durchlaufen hat. So ist man darauf gekommen, das biogenetische Grundgesetz auf das Psychische auszudehnen. Dies von Häckel formulierte Gesetz besagt bekanntlich, daß die Entwicklung des Individuums eine abgekürzte, durch Vererbung und Anpassung bedingte Wiederholung der Stammesgeschichtlichen Entwicklung ist. Sully sagt: „Geradeso wie die allmähliche Entfaltung der kindlichen Körperform die Hauptstadien der allmählichen Entwicklung des Menschen aus niederen Formen wiederholt, so refapitulirt die allmähliche Entfaltung der geistigen Kräfte eines Kindes den Prozeß der Rassenentwicklung.“ Hier vermiße ich gewisse Einschränkungen. Zunächst läßt sich die im Allgemeinen wohl zu konstatirende Parallele nicht im Einzelnen durchführen. Die ontogenetische giebt sozusagen nur ein sehr gedrängtes Referat über die Stammesgeschichte. Auslassungen und Verschiebungen, die zur Verschleierung des wahren Sachverhalts führen, begegnen uns auf jeder Seite. Es ist ohne Zweifel richtig, daß der Tastsinn phylogenetisch in der Reihe der Sinne zuerst auftritt; es ist aber nicht richtig, wenn Sully es so darstellt, als ob auch beim Kinde die Tast-

¹ „Die Entwicklung von Sprechen und Denken beim Kinde.“ Leipzig 1899; E. Wunderlich.

wahrnehmungen den Gesichtswahrnehmungen vorausgingen, indem er meint, es sei wahrscheinlich, „daß die ersten klaren Eindrücke von der Form der Dinge größtentheils durch die erforschenden und messenden Hände gewonnen werden“. Diese Annahme verbietet sich schon auf Grund der Thatsache, daß die Greifbewegungen des Kindes sich ganz augenscheinlich unter der Kontrolle des Gesichtssinns ausbilden. Aber nicht nur, daß die Natur bei der Wiederholung des allgemeinen Entwicklungsgangs „Nichtwege“ einschlägt, wie Baldwin es treffend genannt hat, das Gesetz erleidet noch eine weitere und beträchtlichere Störung dadurch, daß das Kind in eine Gemeinschaft zivilisirter Menschen hineingeboren wird. Durch den Einfluß dieser Umgebung werden die natürlichen Vorgänge der Entwicklung selbstverständlich vielfach durchkreuzt.

Im weiteren Verlauf seiner Darstellung spricht Sully selbst von diesen sozialen Einflüssen als Faktoren der kindlichen Entwicklung. Er unterscheidet dabei die unbeabsichtigte und die beabsichtigte Einwirkung, die letztere macht die eigentliche Erziehung aus. Bei den Naturvölkern kann von einer planmäßigen Erziehung kaum die Rede sein. Das geistige Leben des Wilden ist so arm an Inhalt, seine Beziehungen zur Natur und zur sozialen Gemeinschaft sind so primitiver Art, daß die Aufgabe der alten gegenüber der neuen Generation fast ganz in den Funktionen der Ernährung und des Schutzes während der Zeit der physischen Entwicklung aufgeht. Von der Brutpflege der Thiere unterscheidet sich diese Erziehung nur durch die längere Dauer. Diese Verlängerung der Kindheitsperiode ist bedingt durch die Komplizirtheit des menschlichen Organismus. Wenn wir den eben angedeuteten Gedanken hier noch etwas weiter verfolgen, so erkennen wir, daß die Aufgabe der Erziehung an Umfang und Schwierigkeit wachsen muß, je höher die Menschheit auf der Stufenleiter der Entwicklung emporsteigt. Die natürlichen und sozialen Beziehungen werden immer vielseitiger und weitreichender; der heranwachsende Mensch hat sich immer verwickelteren und mannigfacheren Umständen anzupassen, er hat mehr zu lernen. Denn jedes Lernen besteht in der Anpassung an neue Umstände. Daraus ergibt sich einerseits die lange Zeit, die unsere Jugend auf den Schulbänken zubringen muß. Andererseits wird es, je weiter das Ziel der Entwicklung durch die Errungenschaften der Kultur hinausgerückt wird, um so nothwendiger, den Gang der Entwicklung abzukürzen. Dies kann nur geschehen, indem wir das Kind planmäßig immer in solche Umstände versetzen, die es in seinem geistigen Wachsthum wirklich weiter bringen. Wie jeder Organismus entwickelt sich auch der Geist des Kindes nur in Wechselwirkung mit seiner Umgebung, also indem er sich bethätigt. „Die Erziehung geht mittels Anwendung von Reizen auf einen lebenden Organismus und Erregung geeigneter Reaktionen zu Werke.“ Dies nennt Sully die biologische Auffassung der Erziehung im Gegensatz zu der mechanischen, welche den kindlichen Geist als eine Art Vorrathskammer ansieht, die nur mit allerhand Wissen vollgepfropft zu werden braucht.

Aus der biologischen Auffassung der Erziehung ergibt sich nun, wie Sully bemerkt, der eminente Werth, den gerade die entwicklungsgeschichtliche Behandlung der Psychologie für die Pädagogik hat. Um in verständiger Weise auf das Kind einwirken zu können, muß der Erzieher auf das Genaueste darüber unterrichtet sein, wie das Kind von den einfacheren Funktionen zur Vollführung der komplizirtesten geistigen Prozesse aufsteigt. Er muß aber auch wissen, wie sich der typische Verlauf der Entwicklung je nach der Individualität des Kindes und nach seinen besonderen Erfahrungen modifizirt. Wie wichtig die Kenntniß der kindlichen Gedankenwelt für den Lehrer ist, wird durch ein drastisches Vorkommniß

illustriert, welches Sully berichtet. Eine Londoner Lehrerin hatte ihren Schülerinnen erzählt, daß der alte blinde Homer von Ort zu Ort wanderte, worauf eines der Mädchen Homer als einen Dichter schilderte, „der singend in den Straßen umherzog“.

In zweifacher Richtung sollte nach Sully der Lehrer die Lehren der Psychologie anwenden. Einmal bilden sie den Probirstein für die üblichen Erziehungsmethoden und Schuleinrichtungen, und zweitens setzen sie ihn in den Stand, pädagogische Experimente anzustellen und so zur Ausbildung der theoretischen Pädagogik beizutragen. Was das Erste anbetrifft, so wird sich sicherlich manches bei näherer Prüfung als unecht erweisen. So ist, um nur ein Beispiel herauszugreifen, der einseitige Zuschnitt des ersten Schulunterrichts auf Lesen- und Schreibenlernen nicht psychologisch, sondern nur historisch begründet. Wo aber die Tradition in viel schlimmerem Maße sich breit macht, als in der Schule, das ist in der häuslichen Erziehung. Die Wichtigkeit der ersten Erziehung ist wiederholt von hervorragenden Pädagogen betont worden, und man braucht nur die trefflichen Bemerkungen Sullys über die Rolle der Gewohnheit im geistigen Leben zu lesen, um diese Wichtigkeit von Neuem zu erkennen. Daher ist es sehr zu bedauern, daß die meisten Eltern ohne jegliche Vorbereitung ihren Erzieherberuf antreten. Spencer hat in seinem lesenswerthen Büchlein über die Erziehung ganz richtig gefordert, daß „der Gegenstand, in dem die Erziehung gipfeln sollte, die Theorie und Praxis der Erziehung sei“. Er verlangt auch von jedem Vater und jeder Mutter ein gewisses Maß psychologischer Kenntnisse.

Nun ist es eine ziemlich schwierige Sache, beim Lesen psychologischer Darlegungen stets die praktische Tragweite derselben zu erkennen. Sully hat in Anerkennung dieser Schwierigkeit den einzelnen Kapiteln seines Buches stets einen besonderen Abschnitt, in dem er selbst die pädagogischen Konsequenzen zieht, angehängt. Auf diesen Ausflügen in das Gebiet der Praxis lernen wir ihn als einen feinsinnigen, mit den modernen Bestrebungen wohlvertrauten Pädagogen kennen. So weist er im Anschluß an seine Erörterungen über die Aufmerksamkeit darauf hin, daß sowohl die ganze Länge der täglichen Unterrichtszeit, als auch die Dauer der einzelnen Lektionen stets in Uebereinstimmung mit der Leistungsfähigkeit der Kinder stehen sollten. „Ein ideales Schulsystem würde in dieser Hinsicht alle Abstufungen zeigen; Abwechslung in der geistigen Thätigkeit und vollständige Unterbrechungen derselben müßten anfangs häufig sein und in dem Maße immer weniger werden, als sich die Kräfte verlängerter Konzentration entwickeln.“ Wie weit sind wir von diesem idealen System noch entfernt! Hoffentlich bringen uns die gerade neuerdings mit Eifer und Scharfsinn betriebenen Untersuchungen über die Ermüdung bei Schulkindern demselben näher. Auf die Methode dieser Untersuchungen geht Sully merkwürdiger Weise gar nicht ein.

Ebenso hat es mich Wunder genommen, daß er als Verfasser einer pädagogischen Psychologie nichts über die Entwicklung der religiösen Gefühle zu sagen hat. Bekanntlich wird oft behauptet, so noch von Trach in seiner „Psychologie der Kindheit“ (Deutsche Ausgabe von Stimpff), daß das Kind von Natur aus zu religiösen Vorstellungen und Gefühlen veranlagt sei. Ich bin dagegen mit B. Pérez der Meinung, „daß ein religiöser Sinn ebenso wenig in der Seele des kleinen Kindes existiert, wie das Uebernatürliche in der Natur“.¹

¹ „Les trois premières années de l'Enfant.“ Paris 1896, S. 119. Vergl. auch von demselben: „L'Education intellectuelle“, 1896, S. 134.

Wenn aber immerhin einige Lücken in dem Buche Sullys auffallen, kann man doch nicht allzu sehr mit dem Verfasser darüber rechten. Das Werk ist reichhaltig genug, um uns zu entschädigen. Nur ungern verzichte ich darauf, einige der feinen Bemerkungen, die Sully über die Entwicklung und Erziehung des Geschmacks bringt, hierherzusetzen. Ich will wenigstens darauf aufmerksam machen, da die Frage der ästhetischen Erziehung gegenwärtig ja mit im Brennpunkt der pädagogischen Diskussion steht.

In der Anordnung und Darstellung seines Stoffes geht Sully mit Umsicht und Klarheit zu Werke. An manchen Stellen könnte freilich die Ausdrucksweise präziser sein. Die Wahrnehmung wird erst als „die bewußte Auffassung eines Gegenstandes durch einen der Sinne“ definiert, während sie gleich darauf aus einer Synthese der Eindrücke verschiedener Sinne hervorgehen soll (S. 127 und 131). Bei der Demonstration der Wahrnehmung (S. 128) begeht der Verfasser überdies den Fehler, die Produkte der psychologischen Abstraktion dem wirklichen psychischen Geschehen zu unterscheiden. Die Perzeption der beispielsweise durch einen Baum bewirkten Licht- und Farbeindrücke und die Auslegung dieses Empfindungsmaterials durch frühere Erfahrungen sind tatsächlich simultane, untrennbare Vorgänge. Auch ist mit der Wahrnehmung nicht, wie behauptet wird, immer ein Wiedererkennen verbunden. Daß wir durch die Augenbewegungen „einen viel klareren Eindruck von der relativen Lage der verschiedenen Gegenstände des Blickfeldes“ erlangen (S. 94), ist schief ausgedrückt; denn die Augenbewegungen ermöglichen überhaupt erst die Orientierung im Sehfeld. Ganz unglaublich ist es ferner, daß das Kind die Verschiedenheit der beiden Netzhautbilder bei der Betrachtung eines körperlichen Gegenstandes bemerken soll (S. 138).

Der deutsche Leser dürfte zuweilen auch von der Terminologie Sullys eigenthümlich berührt werden, so wenn z. B. die gedächtnismäßige Erneuerung der Vorstellungen als reproduktive Phantasiethätigkeit bezeichnet wird, um schon durch die Benennung der irrthümlichen Auffassung vorzubeugen, als ob es eine unveränderte Reproduktion der Vorstellungen gäbe. Statt des bei uns gebräuchlichen Ausdrucks Ideenassoziation finden wir bei Sully Suggestion der Vorstellungen, wogegen als assoziative Verknüpfung lediglich der Zusammenhang zwischen gleichzeitig oder in unmittelbarer Aufeinanderfolge aufgetretenen Vorstellungen angesehen wird. Warum hat Sully übrigens nicht die Lehre Wundts acceptirt, wonach alle Assoziationen aus Verbindungsprozessen zwischen den Vorstellungselementen, den Empfindungen, resultiren? Die Ichvorstellung als moralische Vorstellung angesprochen zu finden, frappirt ebenfalls auf den ersten Blick; wir müssen uns aber vergegenwärtigen, daß das englische Adjektiv „moral“ nicht nur unserem „moralisch“ entspricht, sondern auch zur Abgrenzung des Innerlichen, Geistigen gegen die Außenwelt dient. Der Uebersetzer hätte deswegen meiner Meinung nach besser gethan, den Ausdruck moralische Vorstellung hier fallen zu lassen. Ebenso hätte er das englische „idea“ nicht immer schlankeweg durch Idee, sondern an mehreren Stellen durch das Wort Vorstellung wiedergeben sollen. Das sind jedoch Kleinigkeiten gegen die handgreiflichen Anglizismen, Satzverrenkungen und grammatischen Entgleisungen, die Herr Dr. Stimpfl sich zu Duzenden gestattet, und die Einem die Lektüre recht verleiden können. Setzt man sich darüber hinweg, so kann man aus dem Buche mannigfache Anregung und Belehrung schöpfen.

England und Rußland in Asien.

Von Heinrich Cunow.

Englands Zwist mit der Transvaalrepublik und die sich daran schließenden Ereignisse auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz haben in letzter Zeit die Aufmerksamkeit von dem alten Rivalitätsstreit zwischen Rußland und England in Asien abgelenkt. Brachten auch im vorigen Jahre englische Blätter mehrfach Mittheilungen über russische Truppenverstärkungen im Amurgebiet und in Turkestan nebst allerlei Andeutungen über neue strategische Bahnprojekte, so maß man doch diesen Meldungen wenig Werth bei, zumal bekannt ist, daß die beiden sich an dieser Nachrichtenkolportage besonders betheiligenden englischen Zeitungen, die „Times“ und die „Daily Mail“, zeitweise gerne Enten auffliegen lassen. Selbst als nach Englands Niederlagen in Südafrika russische Blätter wiederholt die Aufforderung enthielten, John Bulls Verlegenheit zu benutzen, um eine kleine asiatische Abrechnung mit ihm zu halten, gingen gerade mit den russischen Verhältnissen bekannte Politiker leicht über die Aufstachelungsversuche hinweg, nicht aus Vertrauen zur zarischen Friedensliebe, sondern aus den triftigeren Gründen, weil Rußlands Finanzlage sich stetig verschlechtert, verschiedene südrussische Gouvernements in den beiden letzten Jahren Mißernten gehabt haben, und außerdem Rußland zur Zeit in der Witteschen Valuta- und Börsenreform steckt. Nun hat die „versuchsweise“ Dislozierung der Avantgarde des kaukasischen Armeekorps von Tiflis nach Kisch an der afghanischen Grenze plötzlich wieder den Blick nach Asien gelenkt — und furios, dieselben Blätter, die, als im Januar 1898 Rußland gegen den Abschluß der chinesischen Anleihe bei einem englischen Bankkonsortium intriguirte, den Krieg für unvermeidlich hielten, und die dann gleich darauf, sobald die Spannung etwas nachließ, von einer friedlichen Abgrenzung der russischen und englischen Interessensphären redeten, genau dieselben Blätter schweben jetzt wieder am meisten in Kriegsängsten. Ihre Phantasie sieht schon halb und halb die Kosaken im Pandschab hausen.

Unzweifelhaft ist die Situation einem aggressiven Vorgehen Rußlands in Zentralasien durchaus günstig. Die russische Regierung weiß sicherlich besser als eine andere, daß Englands Streitmacht viel zu sehr in Südafrika engagirt ist, um einer Invasion in die nothleidenden Nordwestdistrikte Indiens energischen Widerstand entgegenzusetzen zu können, und sollten noch Bedenken vorhanden gewesen sein, dürfte Novikoffs Bericht über die Lage in Indien sie eines Besseren belehrt haben. Auch darüber wird sie kaum im Zweifel sein, daß mittlerweile die Antipathien gegen England in Frankreich, Deutschland und selbst in den Vereinigten Staaten hoch genug gestiegen sind, um ihr bei einem Vorgehen in Mittelasien freie Hand zu lassen, sofern nur die Handelsinteressen dieser Länder ziemlich gewahrt bleiben. Die Gelegenheit zur Austragung des alten Rivalitätszwists ist also günstiger wie je: England steht isolirt, in Indien droht Hungerstoth — und die russische Heermacht im Kaukasus und in Turkestan ist zum Austrücken bereit. In Turkestan stehen nach den letzten Angaben, ohne die jetzt dorthin gesandte Verstärkung aus Tiflis, 70 Bataillone Infanterie, 110 Eskadrons und Esotnien Kavallerie nebst 15 Batterien und im Kaukasus sollen gar, einschließlich der Reservetruppen, 142 Bataillone, 99 Eskadrons und 61 Batterien vorhanden sein: eine Streitmacht, der England auch nicht annähernd Gleichwerthiges entgegenzusetzen hat.

Wenn trotzdem Rußland bisher gezögert hat und voraussichtlich auch noch weiter zögern wird, den Kampf auszufechten, so hat es dafür seine guten Gründe. In erster Linie zählt hierher Rußlands Finanzlage. Das Jahr 1898 hat nach dem Anfang November vorigen Jahres veröffentlichten Bericht des Reichskontrollleurs wiederum ein Budgetdefizit von 99,5 Millionen Rubel ergeben, und das Defizit für 1899 wird im Voranschlag auf 98,6 Millionen geschätzt. Entsprechend diesem alljährlichen Manko ist der Staatsschatz seit 1895 von Jahr zu Jahr zurückgegangen. Während er am 1. Januar 1895 sich auf 275,9 Millionen Rubel stellte, ist er am

1. Januar 1899 auf 134,9 Millionen Rubel gesunken. Seitdem hat allerdings der Baarbestand der Reichsrentei sich gehoben, da die Einnahmen in 1899 größer gewesen sind, als der Voranschlag annahm; doch steht dem im Budgetanschlag für 1900 wieder ein Defizit von 160,6 Millionen Rubel gegenüber, und zwar obgleich diesmal die Einnahmen aus den Zöllen, Branntwein- und Getränkesteuern, Staatsbahnen, Gewerbesteuern zc. um 124,6 Millionen Rubel höher angesetzt sind, als im Vorjahr. Und diese finanzielle Schwierigkeit zählt ganz besonders unter den gegenwärtigen Verhältnissen des Geldmarkts, der seit Monaten in steigendem Maße an sogenannter „Geldvertheuerung“ leidet, theils in Folge der Inanspruchnahme des Kredits durch Handel und Industrie, theils in Folge des Ausbleibens der Goldzufuhren aus Transvaal. Für die Aufnahme einer größeren russischen Anleihe bieten sich unter solchen Umständen fast gar keine Aussichten. Und dazu die Währungsänderung, die mehr und mehr zum Angelpunkt nicht nur der russischen Finanzpolitik, sondern des ganzen inneren Wirtschaftslebens geworden ist, und deren Durchführung von dem Großhandel gewissermaßen als eine Lebensfrage der wirtschaftlichen Entwicklung betrachtet wird. Das kürzliche Reskript des Zaren an den Finanzminister v. Witte hat mit seiner halben Anerkennung der schwierigen finanziellen Lage anscheinend eine weit größere Bedeutung, als ihm durchweg in der Presse beigelegt worden ist; es liefert nicht nur den Beweis dafür, daß es Herrn v. Witte gegenüber den Intriguen Murawiew gelungen ist, seine einflußreiche Stellung zu behaupten, sondern auch, daß die von ihm vertretene Rücksichtnahme auf die wirtschaftliche Lage vorläufig über die Kriegslust der Hofdiplomatie gesiegt hat. In diesem Sinne finden auch die eigenthümlichen Wendungen des jüngsten kaiserlichen Reskripts an Murawiew ihre Erklärung, der mehrmalige Hinweis darauf, daß Murawiew doch nur als Ausführer der kaiserlichen „Anweisungen“ und „Befehle“ fungire.

Dabei kommt noch ein anderes Motiv in Betracht. Will Rußland wirtschaftlich vorwärts, sollen die steigenden Steuerauffälle verhindert werden, so kann dies nur durch Förderung der Industrie und des Handels geschehen. Zur Aufhebung der Landwirthschaft fehlt es heute bei der in Folge der lehtjährigen Mißernten noch weiter fortgeschrittenen bäuerlichen Verarmung und dem nicht minder stetig steigenden Kreditbedürfnis des verschuldeten mittelrussischen Großgrundbesitzes an allen erforderlichen Mitteln; können doch selbst die längst als nöthig erkannten Eisenbahnen noch immer nicht in Angriff genommen werden. Dagegen bedarf es zur Förderung der Industrie und zur stärkeren Heranziehung fremder Kapitalien nur einer festen, sicheren Währung, des Zollschutzes russischer Fabrikate und rechtlicher Gleichstellung des fremden Kapitals mit dem einheimischen.

Und in dieser Richtung bewegen sich denn auch die Bestrebungen der russischen Regierung, wofür die jehige Valutareform und die im Juni letzten Jahres erlassene Verfügung, welche die früheren Ausnahmebestimmungen über den Geschäftsbetrieb ausländischer Gesellschaften in Rußland aufhebt, den besten Beweis erbringen. Thatsächlich ist denn auch das in Bank-, Handels-, Schifffahrts- und Industrieunternehmungen angelegte Aktienkapital seit April 1898 bis August 1899 um nicht weniger als über 700 Millionen Mark gewachsen: eine Ziffer, deren Bedeutung man erst dann völlig versteht, wenn man danebenhält, daß im Jahre 1899, trotzdem dieses seit 1872 das beste aller Gründerjahre war, in Deutschland nur 364 Aktiengesellschaften mit 544 Millionen Mark Kapital neu gegründet worden sind. Ganz verkehrt würde es jedoch sein, aus diesem schnellen Aufschließen der russischen Industrie auf ihr Wohlergehen zu schließen; im Gegenteil, fast alle größeren russischen Industrien zeigen die Symptome der künstlichen Aufpöppelung, der Ueberhastung. Zum industriellen Gedeihen gehört nicht nur Kapital, sondern auch ein konsumfähiges Absatzgebiet und eine intelligente, geschulte Fabrikarbeiterschaft. An beiden aber fehlt es heute noch in Rußland; sie sollen, wenn auch gute Ansätze vorhanden sind, erst erworben werden. Mit größerer Berechtigung, als einst für die deutsche, gilt bislang noch für die russische Industrie (einen Theil der polnischen ausgenommen) die Devise: Billig und schlecht. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht, daß die

russische Regierung, trotz ihres Bestrebens, die einheimische Eisenindustrie auf jede Weise zu fördern, jetzt wieder in weit stärkerem Maße fremde Eisenbahnmaterialien bei ihren Bahnbauten verwendet, als vor einigen Jahren.

Die russische Industrie befindet sich größtentheils eben noch im ersten Verdeprozeß, in jenem kritischen Stadium, wo die Industrie gegen äußere Einwirkungen am empfindlichsten ist. Obgleich denn auch das Industriekapital sich anhaltend vermehrte und die gegenwärtige allgemeine Prosperität auch auf Rußlands Wirthschaftsleben nicht ganz ohne Einfluß geblieben ist, hat trotzdem die Ausfuhr russischer Fabrikate sich kaum vermehrt, während die Einfuhr bedeutend stieg. Leider liegen nur erst für die erste Hälfte des Jahres 1899 die statistischen Zahlen vor; aber vergleichen wir deren Ergebnisse mit denen des ersten Semesters der Jahre 1897 und 1898, so ergibt sich eher ein Rückgang, als ein Fortschritt.

Es betrug nämlich die Ausfuhr im ersten Halbjahr:

	1897 Mill. Rubel	1898 Mill. Rubel	1899 Mill. Rubel
An Lebensmitteln	160,10	237,88	131,71
= Rohstoffen u. halbverarbeiteten Materialien	110,21	105,06	108,57
= Fabrikaten	7,05	8,26	7,42
= Thieren	7,69	6,70	6,92

Dagegen die Einfuhr:

	1897 Mill. Rubel	1898 Mill. Rubel	1899 Mill. Rubel
An Lebensmitteln	29,53	31,47	33,53
= Rohstoffen u. halbverarbeiteten Materialien	146,22	154,05	145,22
= Fabrikaten	75,55	83,63	109,55
= Thieren	0,67	0,66	0,68

Die Ausfuhr russischer Fabrikate steht also noch dort, wo sie schon 1897 stand, und selbst auf dem inneren Markte kann die russische Industrie nur wenig an Boden gewonnen haben, denn die Einfuhr fremder Industriewaaren steigt noch beständig, und zwar in rapidem Maße. Ein ernstlicher Krieg mit England aber würde die wenig gefestigten Ansätze der jungen russischen Industrie unter den gegenwärtigen kritischen Geldmarktsverhältnissen fast völlig wieder hinwegfegen, zumal England in der Lage ist, den russischen Seehandel lahm zu legen, und dieser Seehandel ungefähr drei Fünftel des gesamten russischen Außenhandels beträgt. Selbst der Handel des europäischen Rußland mit seinen ostasiatischen Küstengebieten geht bekanntlich größtentheils über See, meist von Odessa aus.

Rußlands augenblickliche wirthschaftliche Lage ist demnach durchaus nicht zur Ertragung eines anhaltenden Krieges geeignet. Es paßt auf seine jetzige Situation mehr als je der bekannte Gortschakowsche Ausspruch: „Rußland sammelt sich.“ Deshalb auch die ängstlichen Befürchtungen des die Wirthschaftslage recht wohl überschauenden Herrn v. Witte in seinem dem Zaren kürzlich erstatteten Finanzbericht: „Nachdem ich Euer Majestät dargelegt habe, wie ich gewisse Seiten des Gebiets der Volkswirthschaft des Reiches betrachte, gestatte ich mir schließlich eine Frage zu berühren, die für die gesamte zivilisirte Welt von größtem Interesse ist, die sich auf allen Plätzen stets bemerkbar machende Geldvertheuerung, sowie die Knappheit auf dem Geldmarkt. Diese Erscheinung ist das Element erheblicher Schwierigkeiten für Transaktionen auf industriellem und kommerziellem Gebiet in allen Ländern; sie rührt von verschiedenen Umständen nationalökonomischer Natur her und wird durch die gegenwärtigen Vorgänge in Südafrika verwickelter. Anscheinend ist jedoch der weitgehende Marasmus, worunter die Geschäfte leiden, weniger gerade auf die erwähnten Ursachen zurückzuführen, als auf Befürchtungen unbestimmter Natur vor erneuten politischen Verwicklungen. Gegenüber einem derartigen Mißtrauen hinsichtlich der Festigkeit der internationalen Beziehungen bleibt jedes Wort zur Beruhigung der Gemüther gewöhnlich erfolglos. Aber dieser alarmirende Zustand würde viel an Schärfe verlieren, wenn sich die leitenden Kreise der öffentlichen

Meinung des Auslandes bei den Ansichten über die Politik, die die Welt beherrschen müsse, durchdringen ließen von den Ideen, die den Souverän von 130 Millionen Unterthanen beseelen."

Und zu alledem kommt noch die Befürchtung, daß ein Krieg mit England Japan zur Okkupation Koreas Anlaß geben und dadurch den seit Langem sorgfältig vorbereiteten russischen Annektionsplänen in Ostasien ein starkes Hinderniß in den Weg gelegt werden könnte. Wenn auch, seit Rußland in 1898 die Konzession zur mandschurischen Bahn in Peking durchsetzte, die russische Truppenmacht im Ussuri-gebiet mehr und mehr verstärkt worden ist, bleibt doch bei der Abgeschnittenheit dieses Reichstheils von Mittel- und Westsibirien heute noch ein Krieg mit Japan für Rußland eine heikle Sache. Ist doch die überlegene Flotte Japans zur Zeit noch im Stande, dem russisch-ostasiatischen Küstengebiet die Seezufuhren an Lebensmitteln abzuschneiden, auf die letzteres angewiesen ist. Dagegen sind diese Schwierigkeiten, sobald erst die transsibirische Bahn fertiggestellt und durch Zweiglinien mit Port Arthur und Niutschwang verbunden sein wird, nicht mehr vorhanden. Daher die seit etwa zwei Jahren von Rußland befolgte Taktik, einem ernstlichen Konflikt mit Japan auszuweichen, ja diesem Staate sogar in Korea kleine Konzessionen zu machen, so unangenehm auch für die russischen Pläne die wachsende Einwanderung der Japaner in Korea ist, die nicht nur einen immer größeren Theil des koreanischen Innenhandels an sich reißen, sondern auch als Unternehmer von Eisenbahnanlagen und als Rheder auftreten. So hat z. B. eine japanische Gesellschaft die koreanische Bahn von Söul nach Chemulpo gebaut, und ebenso ist auch der Bau der Bahn von Söul nach Fusan an ein japanisches Finanzsyndikat gefallen. Der brummige nordische Bär hat sogar soweit Japans Ansprüchen nachgegeben, daß er seine Militärinstruktoren zurückzog und die russisch-koreanische Bank schließen ließ: ein Zurückweichen, das superkluge Leute zur Meinung bestimmte, Rußland sei gewillt, Korea fernerhin Japan zu überlassen. Vielleicht haben inzwischen die russischen Landankäufe am Hafen von Masampo, des an der Mündung des speziell dem japanisch-koreanischen Handel dienenden Nak-Ton-Kanga gelegenen besten Hafens der Südküste, Manche eines Besseren belehrt. Rußland will eben einen Konflikt vermeiden, sucht aber inzwischen sich solche Positionen zu sichern, die ihm später gestatten, um so energischer zuzugreifen.

Betrachtet man diese Lage Rußlands, so erscheint es trotz des Vorhandenseins einer einflußreichen Kriegspartei wenig glaubhaft, daß die jüngste „Probemobilmachung“ als Einleitung zum demnächstigen Angriff auf die englisch-indische Kolonie anzusehen ist, um so weniger, als sie unter Umständen erfolgte, die nicht den russischen Gepflogenheiten entsprechen. Die russische Regierung liebt es sonst, ihre Widersacher mit einem fait accompli zu überraschen; diesmal wurde die „Mobilmachung“ mit allem Geräusch inszenirt und der „akademische Versuch“ mit breitem Behagen von der offiziellen russischen Presse unter höhnenenden Ausfällen gegen England besprochen. Sogar an allerlei detaillirten Angaben über die Truppenverhältnisse im Kaukasus und in Turkestan fehlte es nicht, obgleich sonst in Rußland über militärische Interna tiefes Stillschweigen beobachtet wird. Das sieht einer Demonstration, einer Drohung gegen England so ähnlich, wie ein Ei dem anderen; und thatsächlich dürfte nichts Anderes bezweckt sein, als England vor Augen zu führen, wie stark die russische Position in Zentralasien ist, um bei dem lieben Rivalen die nöthige Resignationsstimmung vorzubereiten, die es ruhig hinnimmt, wenn Meister Bez demnächst den Koup wagt, seine Herrschaftssphäre irgendwo etwas zu arrondiren, sei es in Afghanistan, am persischen Golf (nach welchem Rußland schon längst gerne einen Zugang hätte), im südlichen Klein-Pamir oder in Nord-China. England ist schon so oft unter günstigeren Umständen vor russischen Ansprüchen zurückgewichen, nun soll dieser Muth des Zurückweichens noch etwas mehr in ihm aufgestachelt werden. Es soll dem lieben englischen Vetter, wie die offiziöse „Nowoje Wremja“ sich kürzlich offenherzig äußerte, gezeigt werden, „daß es über seine Kräfte geht, uns immer in den Weg zu treten“.

So sehr eben Rußland einen ernststen Krieg mit England und Japan scheut, so wenig möchte es andererseits die gegenwärtige Verlegenheit des britischen Reiches unbenutzt lassen. Läßt sich dessen Nothlage unter Beigabe einer Portion Drohungen dahin ausnützen, daß es sich ruhig in weitere russische Acquisitionen schießt, so wäre das gar nicht so übel. Vielleicht wartet die russische Regierung nur noch die Entscheidungskämpfe in Natal ab, um je nach deren Ausfall den angemessenen Grad ihrer Aggressivität zu bestimmen; vielleicht auch hält sie es für nöthig, vorerst den Eindruck der ersten Demonstration noch durch eine zweite, derbere zu verstärken.

Mag indeß nun Rußland mit diesen Absichten einen größeren oder kleineren Erfolg haben; auch ohnehin bessert sich seine Position in Zentralasien zusehends. Persien ist thatsächlich heute schon Vasallenstaat Rußlands, dessen Handel stetig an Umfang gewinnt, dessen Offiziere persische Truppen kommandiren und das vor einigen Monaten durch Verlängerung des Eisenbahnvertrags auf weitere vier Jahre sich die Aufsicht über die persischen Handelsstraßen und die Verfügung über die Eisenbahnkonzessionen gesichert hat. Und nicht weniger gewinnt es stetig in Afghanistan an Einfluß. Selbst wenn Rußland jetzt noch nicht zur Annexion des nordwestlichen Afghanistan greifen sollte, wird Herat in wenigen Jahren, sobald erst die russische Bahn bis dahin verlängert ist, eine russische Stadt sein. Was bedeutet dem gegenüber der Erwerb des Puschki-Gebiets in Nord-Beludschistan seitens der britisch-indischen Regierung? Nichts ist verkehrter, als aus Antipathien gegen Rußland die Augen der Thatsache zu verschließen, daß dessen Chancen für den unvermeidlichen späteren Entscheidungskampf sich stetig bessern, in Ostasien wie an den Eingangspforten Indiens.

Bur Tage der Arbeiter in der Eisenindustrie.

Von Wilhelm Dittell.

Nicht nur in den Blättern der Eisen- und Kohlenbarone, auch in den Geschäftsberichten der verschiedenen Unternehmungen finden wir unter mehr oder minder scharf ausgesprochenem Bedauern Hinweise auf die „außerordentlichen“ Lohnsteigerungen. Einmal will man damit nachweisen, daß bei günstiger Konjunktur der Unternehmer den Arbeiter ganz freiwillig an dem Segen partizipiren lasse. Dann erscheint es den Agenten der Unternehmer wieder nothwendig, darzuthun, wie durch die hohen Löhne die Aktionäre geschädigt werden; immer aber klingt aus Allem heraus: die Arbeiter haben alle Ursache, zufrieden zu sein. Jetzt kommt noch ein Weiteres hinzu. Der Unternehmer sagt: Sei zufrieden! und die Flottenschwärmer rufen: Sei freigebig! Diese Forderung wird begründet mit der Behauptung, die Leistungs-, d. h. Zahlungsfähigkeit der Arbeiter sei gestiegen.

Wenn ein etwas höheres Einkommen auch ohne Weiteres eine bessere Lebenshaltung erlaube, dann möchten ja auch die guten Leute, die von erhöhter Leistungsfähigkeit fabeln, Recht haben. Wollte man bei den Hinweisen über die Lohnsteigerungen auch gleichzeitig das eigentlich Selbstverständliche, die Vertheuerung der Lebenshaltung, mit in Betracht ziehen, dann würde man, Ehrlichkeit vorausgesetzt, mit der Behauptung der gesteigerten Leistungsfähigkeit und Verbesserung der Lebenshaltung etwas weniger feck hausiren gehen. Und noch andere Momente als Vertheuerung der Lebensmittel und Wohnungsmiethen kommen in Betracht. Die augenblicklichen Mehreinkommen werden erzielt zunächst durch bis aufs Aeußerste angetriebene Intensität bei der Produktion und zweitens in sehr vielen Fällen durch Verlängerung der Arbeitszeit und durch die rücksichtslose Ausnutzung der Arbeitskraft. Und wie sieht es thatsächlich mit der gerühmten Lohnsteigerung aus? Für rund 850000 Arbeiter geben darüber die Berichte der Berufsgenossenschaften aus der Eisen- und Stahlindustrie Auskunft.

Wir entnehmen diesen Berichten folgende Angaben:

Berufsgenossenschaften.	Versicherte Personen		Durchschn. Lohn M.	Mithin eine Lohnsteigerung in Prozent	
	Jahr	Anzahl		seit 12 Jahren	im Durchschn. pro Jahr
Südd. Eisen- und Stahl-V.-G.	1887	28 000	814		
Saarbrücken	1898	41 000	944	15,97	1,33
Schlesische Eisen- und Stahl-	1887	54 000	585		
V.-G. Breslau	1898	91 000	753	28,72	2,40
Nordw. Eisen- und Stahl-V.-G.	1887	43 000	852		
Berlin	1898	85 000	948	11,26	0,94
Nordw. Eisen- und Stahl-V.-G.	1887	58 000	812		
Hannover	1898	111 000	933	14,90	1,24
Sächs.-Thür. Eisen- und Stahl-	1887	54 000	823		
V.-G. Leipzig	1898	105 000	1000	21,50	1,79
Rhein.-Westf. Hütten- u. Walz-	1887	74 000	972		
werk-V.-G. Essen	1898	119 000	1158	19,14	1,60
Südd. Eisen- und Stahl-V.-G.	1887	72 000	866		
Mainz	1898	152 000	909	5,00	0,42
Rhein.-Westf. Kleineisen- und	1887	69 000	823		
Maschinenb.-V.-G. Düsseldorf	1898	144 000	1000	21,50	1,79

Allerdings entsprechen die angegebenen Löhne nicht den tatsächlich gezahlten. Für die Berechnung zu den Berufsgenossenschaften kommt von den 4 Mark pro Tag übersteigenden Löhnen nur ein Drittel der betreffenden Mehrbeträge in Ansatz. Da aber nach obigen Angaben der tägliche Durchschnittslohn aller Arbeiter keine 4 Mark erreicht, können bei Berechnung der tatsächlich gezahlten Löhne auch keine bedeutenden Mehrbeträge herauspringen, und bei der Lohnsteigerungsquote würde es von noch weniger Einfluß sein. Dagegen ist zur Beurtheilung der Behauptung von den gestiegenen Arbeiterlöhnen zu berücksichtigen, daß die in den angegebenen Berufsgenossenschaften versicherten Arbeiter neben denen im Bergbau beschäftigten, im Allgemeinen die höchsten Löhne verdienen und diejenigen sind, bei denen nach Bethenerung der Werkbesitzer die höchste Lohnsteigerung eingetreten ist. Nach diesen Angaben beträgt für die 850 000 in Betracht kommenden Arbeiter in den letzten zwölf Jahren die jährliche Lohnsteigerung nicht einmal ganz $1\frac{1}{2}$ Prozent. In zwölf Jahren beträgt die Steigerung 17,25 Prozent. Für rund 400 000 Arbeiter hat sich der Lohn jährlich sogar nur um 0,98, in den zwölf Jahren um 11,78 Prozent gesteigert. Die höchste Steigerung von im Durchschnitt jährlich 2,4 Prozent entfällt auf die 91 000 in der Schlesischen Eisen- und Stahl-Berufsgenossenschaft versicherten Personen. Aber ist der Lohn hier trotz dieser höchsten prozentualen Erhöhung nicht ein überaus erbärmlicher? Der Jahres-Durchschnittslohn eines Arbeiters betrug in 1898 753 Mark, das ist, das Jahr zu 300 Arbeitstagen gerechnet, ein Tagesverdienst von sage und schreibe 2,51 Mark. $2\frac{1}{2}$ Mark pro Arbeitstag, an Sonn- und Feiertagen nichts, das ist das glänzende Resultat für die schlesischen Industrieproletarier in Folge der gerühmten Lohnerhöhungen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß neben der gewöhnlich üblichen zwölfstündigen Arbeitszeit, unter dem Zeichen der steigenden Unternehmerprofite, Ueberstunden und Ueberstunden zur stehenden Einrichtung wurden.

Unter sämtlichen Berufsgenossenschaften verzeichnet die Rheinisch-Westfälische Hütten- und Walzwerk-Berufsgenossenschaft die höchsten Löhne, 1158 Mark pro Jahr und Kopf. Am nächsten mit der Lohnhöhe kommen dann in Betracht die Sächsisch-Thüringische Eisen- und Stahl-Berufsgenossenschaft und die Rheinisch-Westfälische Maschinenbau- und Kleineisenindustrie-Berufsgenossenschaft, mit je 1000 Mark pro Jahr und Kopf.

In den beiden Rheinisch-Westfälischen Berufsgenossenschaften sind allein 263000 Arbeiter versichert. Bei diesen Arbeitern besteht zwischen dem anrechnungsfähigen und dem tatsächlich gezahlten Lohne, weniger der absoluten Höhe, der größte Unterschied. Die oben angegebenen anrechnungsfähigen Löhne sind einer graphischen Darstellung der Ergebnisse der gesamten Berufsgenossenschaften in der Zeitschrift „Stahl und Eisen“ Nr. 19 vom 1. Oktober v. J. entnommen. Der in Nr. 15 vom 1. August v. J. derselben Unternehmerzeitschrift veröffentlichte Bericht der Rheinisch-Westfälischen Hütten- und Walzwerk-Berufsgenossenschaft enthält folgende Angaben für 1898:

Anrechnungsfähige Löhne pro Kopf	1160,85 Mk.
Wirklich gezahlte „ „ „ „	1258,61 „

Der wirklich gezahlte Lohn ist hier also 7,56 Prozent höher als der anrechnungsfähige. Darnach lassen sich ungefähr auch die übrigen tatsächlichen Löhne berechnen.

Was für einen Einfluß die angegebenen prozentualen Lohnsteigerungen auf die wirtschaftliche Lage und die Lebenshaltung der betreffenden Arbeiter haben, dürfte sich aus Folgendem genügend ergeben.

Nach dem Essener Handelskammerbericht kosteten z. B. in Mark:

Jahr	Pro 100 Kilogramm			Fleisch pro Kilogramm				
	Weizen	Roggen	Kartoffeln	Rind	Schwein	Kalb	Lamm	Speck
1896 . . .	15,047	12,87	7,005	1,295	1,298	1,30	1,25	1,451
1898 . . .	19,85	14,74	7,007	1,375	1,45	1,395	1,26	1,54

Also überall eine bedeutende Steigerung der Lebensmittelpreise. Bei Roggen beträgt sie in zwei Jahren 14½, bei Weizen sogar 40 Prozent. Rechnet man hinzu die anderen Mehrausgaben, Miete, Steuer etc., was bleibt übrig von der Lohnsteigerung? Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß für die in der Eisen- und Stahlindustrie beschäftigten Arbeiter die Verhältnisse zur Zeit verhältnismäßig günstig sind. Gerade bei diesen rief die Hochkonjunktur eine starke Nachfrage nach Arbeitskräften hervor. Um diese Nachfrage zu decken, mußte man sich schon nothgedrungen zu kleinen Lohnerhöhungen herbeilassen. Daß die Unternehmer bei diesen beklagten Lohnsteigerungen nicht Noth leiden, beweisen die Jubeltöne über die glänzenden Geschäftsergebnisse in den Berichten der einzelnen Unternehmungen. Berücksichtigt man, daß die gepriesenen Mehreinkommen meist nur durch direkte Mehrleistung und verlängerte Arbeitszeit erzielt wurden, dann wird man den „Segen“, den der Arbeiter aus der guten Konjunktur zieht, nicht sehr hoch anschlagen können. Noch zweifelhafter wird der Werth dieses „Segens“ bei Betrachtung der Unfall- und Erkrankungszißern.

Die angeführten acht Berufsgenossenschaften konnten folgende respektablere Zahlen mittheilen.

Es verunglückten:

Jahr	Ueberhaupt		Davon tödtlich	
	insgesamt	pro 1000 Versicherte	insgesamt	pro 1000 Versicherte
1887	2283	5,05	231	0,51
1898	7820	9,189	479	0,56

Das ist eine Steigerung der Unfallziffer um 82 Prozent.

Für die einzelnen Berufsgenossenschaften stellen sich die Unfallziffern folgendermaßen.

Es verunglückten:

Berufsgenossenschaften	Jahr	Insgesamt	Pro 1000 Versicherte	Tödtlich insgesamt	Das ist eine Steigerung aus Spalte 2 in Prozent
		1	2	3	
Südd. Eisen- und Stahl-B.-G.	1887	124	4,9	28	
Saarbrücken	1898	336	7,6	47	55
Schlesische Eisen- und Stahl-B.-G. Breslau	1887	134	2,7	31	
	1898	1061	11,6	67	329
Nordw. Eisen- und Stahl-B.-G.	1887	151	3,8	21	
Berlin	1898	869	10,2	41	168
Nordw. Eisen- und Stahl-B.-G.	1887	173	3,4	21	
Hannover	1897 ¹	925	9,2	57	170
Sächs.-Thür. Eisen- und Stahl-B.-G. Leipzig	1887	138	2,8	15	
	1898	1008	9,6	39	242
Rh.-Westf. Hütten- und Walzw.-B.-G. Essen	1887	374	5,3	54	
	1898	1292	10,9	117	105
Südd. Eisen- und Stahl-B.-G.	1887	225	3,5	15	
Mainz	1898	1208	7,9	51	125
Rh.-Westf. Maschinenbau- und Kleineisen-B.-G. Düsseldorf .	1887	186	3,0	13	
	1898	1121	7,8	60	160

Woher diese gewaltige Steigerung der Unfallziffern? Führen wir zur Beantwortung dieser Frage ein sicher unverdächtiges Zeugniß an. Im Hannoverschen Bezirksverein deutscher Ingenieure referirte ein Herr Müller über: Unfallverhütung, und führte u. A. Folgendes aus:

... „Viele Betriebsunfälle sind nicht auf mangelhafte Schutzvorrichtungen oder ungenügende Aufsicht seitens der Betriebsleiter, sondern auf das Altkordsystem (!) zurückzuführen, das sich freilich bei heutiger Arbeitsweise schwer ändern lassen wird. Dieses System aber bringt es mit sich, daß die Maschinen trotz aller Verbote (?) und Strafen während des Ganges gereinigt werden — um möglichst viel Waare schaffen zu können“ (!) . . . („Eisenzeitung“ vom 14. Dezember v. J.).

Diese Ausführungen zu kommentiren dürfte überflüssig sein; nur die eine Bemerkung wollen wir uns erlauben, daß die Arbeiter aus reinem Vergnügen über hohe Leistung in unsinnigster Weise Leben und Gesundheit aufs Spiel setzten, wird wohl kein vernünftiger Mensch glauben.

Es steigen aber nicht nur die Unfallziffern; trotz der vielgerühmten Wohlfahrts-einrichtungen bewegen sich auch die Erkrankungs-ziffern aufwärts. Bei den, für die Fabrikproletarier meist in Betracht kommenden Betriebskrankenkassen waren zu verzeichnen auf je 100 versicherte Personen:

Jahr	Erkrankungsfälle	Krankentage
1888	37,6	586,7
1897	42,6	696,2

Mögen die Unternehmer alle Ursache haben, die heutigen Verhältnisse zu loben, bei denen sie sich so wohl fühlen; dem Arbeiter zeigen sie gerade, daß er gar keinen Anlaß hat, den Bestand einer Gesellschaftsordnung, die diese Zustände verewigen möchte, zu wünschen.

¹ Zahlen für 1898 sind nicht angegeben.

Von der Landstraße und aus der Herberge.

Von Hans Ottwald.

Trotz der jetzigen günstigen Geschäftslage sind die Herbergen nicht leer. Jeden Abend kommen die „Walzbrüder“ und füllen die Warte- und Schlafräume. Und ist der Andrang auch nicht dermaßen, wie in den schlechten Jahren, so drängen sich doch noch genug überflüssige Hände auf den Bänken und Pritschen zusammen. Jetzt, im Winter, mehr als im Sommer. Es ist eine boshafte oder gedankenlose Behauptung, daß der Sommer oder der Frühling die „Faulen“ und „Leichtsinnigen“ auf die Landstraße locke, daß sie im Sommer das Land überschwemmen. Nie wird mehr gewalzt als im Winter. Bauarbeiter, Schmiede und auch Landarbeiter sind dann stets in den Listen der Herbergsväter zu finden. Im Sommer hingegen überwiegen die Schlächter, Bäcker und ähnliche Berufe. Auch sind nicht etwa die Herbergen im Sommer deshalb leer, weil die „Tippler“ oder „Kunden“, wie die armen Reisenden in der Handwerksburschensprache heißen, „Plattmachen“ — d. h. im Freien übernachten. Nein, gegen diese allerbilligste Schlafgelegenheit besteht bei allen Kunden, ganz vereinzelte Fälle ausgenommen, eine unüberwindliche Abneigung — sie schädigt die Gesundheit zu sehr. Und alle älteren Kunden raten dem „Vinkmichel“, dem unerfahrenen Neuling, davon ab, sein Nachtlager im Freien zu wählen. Das hörte ich vor Jahren in Hamburg, Koblenz und vielen anderen westlichen Orten und im letzten Sommer in Berlin, Frankfurt a. O., Breslau, ja bei jeder Gelegenheit, wo ich die Sprache darauf brachte.

Und nicht die Statistiken allein beweisen, daß bei Arbeitsgelegenheit die Zahl der Kunden sinkt, daß also zum Mindesten eine ganz erheblich große Zahl der „Landstreicher“ wirklich nicht zu den Arbeitscheuen gehört. Wer sich, wie ich, mehrere Jahre unausgesetzt mit dem Leben der „Kunden“ beschäftigte, weiß, daß die wirklichen Stromer nur vereinzelt zu finden sind. Selbst in den „duften Pennen“, den gewöhnlichen Schnapsherbergen, sind sie nicht immer in der Mehrzahl. Im Sommer allerdings trifft man in rein ländlichen Gegenden wohl mehr solcher herabgesunkenen, als arbeitssuchende Kunden. Das kommt jedoch nur daher, weil die Arbeitslustigen sämtlich in Stellung sind. Und die Stromer entpuppen sich bei näherer Forschung als Ortsarme aus der Umgegend oder als nicht zur Arbeit fähige. So traf ich während meiner vierzehntägigen Streifereien im nördlichen Posen im letzten Sommer in den Verpflegungsstationen nur vier Landstreicher. Zwei waren Ortsarme, die sich, da sie nur Wohnung geliefert bekamen, ihre Nahrung zusammenfachten mußten. Der Dritte war ein alter, arbeitsunfähiger Tischler, der trotz seiner 76 Jahre kein Invalidengeld bekam — wegen irgend welcher Formfehler. Der, richtiger die Vierte war ein 19 Jahre altes Mädchen, das ein Bein in der Hackselmaschine verloren hatte und zu dumm war, Ansprüche auf Unfallrente zu erheben.

Jedenfalls steht es für mich fest, daß die meisten Kunden nur in Folge von Arbeitslosigkeit walzen. Wenn auch in einzelnen Industriedistrikten Tausende von Arbeitskräften fehlen — Schlächter, Bäcker, Konditoren, Kaufleute und allerlei Handwerker erhalten keine Arbeit in Betrieben der Eisenindustrie. Vor Allem findet man unter den Kunden die Berufe, die an übergroßer Lehrlingszüchtereie leiden; ferner auch jene, die, wie die der Bäcker, Schlächter und ähnliche, mehr konservativ sind, in denen noch regelrecht gewalzt wird. Das sind auch gerade jene Berufe, die in kleinen Orten noch handwerksmäßig ausgeübt werden: Schlosser, Tischler, Schuhmacher und ähnliche Handwerke, vor Allem aber die schon genannten Schlächter und Bäcker, die durch die Zerstreuung der Arbeitsgelegenheit noch zum Walzen genötigt sind. Bei den meisten Berufen finden wir jedoch keine Neigung mehr zum Walzen. Müssen sie wirklich den Ort der Arbeitsstelle wechseln, so benutzen sie, wenn es irgend die Mittel erlauben, die Eisenbahn. So finden wir denn auch heute nicht mehr den Kunden von ehemals, der mit reichlicher Wäsche, Handwerkszeug und Kleidungs-

stücken von Ort zu Ort zog, in einer gewissen Sorglosigkeit, erhalten durch die Innungsgeschenke und durch das, was beim Umschauen abfiel. Die Kunden von heute sind fast ohne Ausnahme vollständig „abgebrannt“. Nur einige frisch von der Mutter gekommene junge Burschen haben noch ihr Ränzlel, ihren „Berliner“.

Diese „Zintmichel“ sind auch die eifrigsten Fußgänger auf der Landstraße. Sie setzen meist ihren Stolz darin, weite Strecken schnell zurückgelegt zu haben. Sind sie erfahrener geworden, so sparen sie mit ihrer Kraft, besonders wenn sie durch ihren Beruf gezwungen sind, mehr Zeit durch Umschauen in jedem Orte zu verlieren. Arbeiter, die in einer Industriegegend, von einer Großstadt zur anderen, wandern müssen, beeilen sich wohl auch, zu ihrem Ziele zu kommen. Doch ist es ihnen selten möglich, mehr als 30 bis 40 Kilometer an einem Tage hinter sich zu bringen, wenn sie mehrere Tage ohne Ruhepause vorwärts wollen. Nur wenige Handwerksburschen bringen es auf 50 bis 60 Kilometer pro Tag.

Die ganze Art des Walzens richtet sich eben nach der mehr oder weniger häufigen Arbeitsgelegenheit und dem „Einkommen“. Dies letztere übersteigt selten das Allernothwendigste; nur die Schlaunen, die darauf „reisen“, bringen durch Schwindeleien mehr zusammen. Doch wird auch hier viel übertrieben, vieles ist Nennomage. An den Orgien, die in Herbergen gefeiert werden sollen, ist ebenfalls nichts Wahres. Höchstens, daß mal Einer, der eben „fremd gemacht“, d. h. seine Arbeit verloren hat, seinen letzten Verdienst in der Verzweiflung mit ein paar Walzbrüdern klein macht. Aber auch das sind nur Orgien der Dürftigkeit, des Jammers. Hier einige Bemerkungen über die „Unehrlichkeit“ der Tippler. Selbst Göhre schreibt in seinem Buche „Drei Monate Fabrikarbeiter“: „Ich habe oft versucht, die Walzbrüder zum Stehlen zu verleiten, gab ihnen Geld zum Einkaufen, meine Papiere beim abendlichen Lösen der Schlafmarken — nie ist mir in meinem langjährigen Verkehr in den Herbergen etwas abhanden gekommen. Ebenso fand ich die berühmte Nachahmung und Fälschung von Papieren, trotzdem ich gerade hiernach forschte, nur vereinzelt. Aber nie waren diese Dinge so massig und grell, wie häufig geschildert wird. Das können nur Menschen gesehen haben, die sich selbst mit einem interessant machenden romantischen Schein umgeben wollen.“ —

Das Fälschen wird nur von solchen geübt, die wegen der allzu langen Arbeitslosigkeit mit dem Gesetz über Landstreicherei und Bettelerei Konflikte fürchten. Und da verstehen es gerade die, die nach dem Gesetz Strafe verdienten, falsche Papiere zu benutzen.

Das Einkommen des armen Reisenden setzt sich zusammen aus Ortsgeschenken, Innungsgeschenken, Verpflegungsmarken und dem, was er beim Umschauen und beim „Fechten“ erhält. Ortsgeschenke sind dort üblich, wo keine Verpflegungsstationen errichtet sind. Die Ortsgeschenke werden natürlich nur einmal gezahlt. Und da sie meist viel zu klein sind — Lübeck zahlt z. B. 40 Pfennig —, um für den Unterhalt eines Tages zu reichen, so ist es ganz selbstverständlich, daß der Toppelbruder fechten geht. Dasselbe ist von den Innungsgeschenken zu sagen. Die Berliner Goldschmiede-Innung gewährt eine Unterstützung von 1,50 Mark, die Duisburger Schlächter-Innung 50 Pfennig. Um in Berlin alle Arbeitsgelegenheiten aufsuchen zu können, dazu gehören mehrere Tage. Also selbst die 1,50 Mark reichen nicht. Und so ist das überall. Beim Umschauen giebt's nun hier und da 5 oder 10 Pfennig. Der Ertrag dieser Sammlungen übersteigt fast nie 50 Pfennig. Schlächter und Bäcker haben es meist besser, da sie noch Naturalien bekommen, die sie oft nicht allein verzehren können und verschenken oder verkaufen. Was beim Fechten in den Häusern zusammenkommt, ist auch selten mehr, als daß es gerade zum Nachtlager, einem Stück Brot und Wurst reicht. Höchstens der sechste Theil von Allen kann sich ein Mittagessen kaufen. In den Herbergen starren die Meisten mit hungrigen Augen auf die Teller der Wenigen, die sich warmes Essen kommen lassen konnten. Selbst beim Morgenkaffee sind immer Einige, die ohne Kaffee und Semmel dasitzen, weil ihr letztes Geld fürs Nachtlager draufgegangen ist. Im Allgemeinen schätze ich das Einkommen eines Wandernden auf 1 bis 1,40 Mark pro Tag. Das,

was er mehr braucht, wird theils durch den Verkauf von Uhr, Wäsche, Kleidungsstücken und Aehnlichem erzielt — solange eben noch was zu verkaufen ist.

Unter all diesen armseligen Existenzen stellt eine Klasse die Reichen dar: das sind die Mitglieder jener Gewerkschaften, die Reiseunterstützung zahlen, also der Mehrzahl der Gewerkschaften. Doch da auch sie, wie die Buchdrucker, nicht über 1 Mark pro Tag erhalten — viele Gewerkschaften zahlen bedeutend weniger und viele auch nur Meilengelder —, so können auch sie die anderen Unterstützungen nicht ganz entbehren. Dennoch ist ihnen das Wandern sehr erleichtert. Sie genießen überhaupt viele Vorzüge.

In den Verpflegungsstationen erhält der Zusprechende gewöhnlich Abendsuppe und Brot, Nachtlager und Morgenkaffee. Meist muß er dafür arbeiten, Gras rupfen, Steine zerschlagen oder karren, Schnee schippen und ähnliche Dinge mehr, damit er die Lust zur Arbeit behält. Da er von dem Gelieferten nicht leben kann, die Arbeit und der Weg bis zur nächsten Station aber meist den ganzen Tag beansprucht, so ist es kein Wunder, daß die Verpflegungsstationen nur in der größten Noth und durch Polizeizwang aufgesucht werden. Dann wird geklagt, daß das Betteln doch nicht aufhört und die Verpflegungsstationen werden wieder aufgehoben. In letzter Zeit haben sie sich wieder ganz bedeutend verringert.

Al diesem Einkommen steht etwa folgende Ausgabe gegenüber:

1 Nachtlager	25 Pfennig
1 Tasse Kaffee	5 "
2 Brötchen	5 "
2 Stullen	20 "
1 Mittagessen	35 "
1 Tasse Kaffee	5 "
1 Abendbrot	30 "

Zusammen 125 Pfennig

Diese Summe ergibt sich allein schon ohne Genusmittel, ohne die bei Stellungsge suchen nöthigen Briefmarken und Schreibmaterial, ohne Wäsche, Kleidung u. s. w. Und ich habe die Berechnung durchaus nicht zu hoch gegriffen, wie aus dem folgenden, in den Herbergen zur Heimath der Mark Brandenburg gültigen Tarif zu sehen ist:

1 Tasse Kaffee mit Milch	5 Pfennig
1 Brötchen 3 Pfennig, 2 Brötchen	5 "
1 Schmalzbrot	5 "
1 Butterbrot	10 "
1 belegtes Butterbrot	15 "
1 Stück Schwarzbrot, trocken	3 "
Mittagessen, bestehend aus Suppe, Gemüse und Fleisch — oder Suppe, Kartoffeln, Sauce und Fleisch	30 bis 35 "
1 Teller Suppe	10 "
Gemüse mit Kartoffeln ohne Fleisch	15 "
Pellkartoffeln	10 "
1 Salzhering	15 "
1 eingelegter Hering	10 "
Bratkartoffeln	15 "
Kartoffelsalat	15 "
Bier, einfach, $\frac{1}{10}$ Liter	5 "
Weißbier, ein kleines Glas 10 Pfennig, ein großes Glas	20 "
Lagerbier, $\frac{1}{10}$ Liter 10 Pfennig, $\frac{1}{10}$ Liter	15 "
1 Zigarre	5 "
1 Stück Seife	5 "
Aufbewahrung des Berliners	3 "
Benutzung von Bürsten und Stiefelwische	3 "
1 Bett	15, 20 bis 50 "

Man sieht, diese Preise entsprechen durchaus denen in kleineren Gastwirthschaften. Das Essen wird auch durchaus nicht knapp zugemessen. Aber es fehlt ihm meist an Schmackhaftigkeit und Kraft. Dazu muß der Handwerksbursche eine strenge Zucht und die übliche Frömmerei über sich ergehen lassen. Das Essen ist jedenfalls in den anderen Herbergen preiswürdiger, ebenso manches Andere. Woher sollten auch sonst die Säle und Zimmer sich rentiren, die in den Herbergen zur Heimath den Jünglings- und Erbauungsvereinen frei zur Verfügung stehen?

Nun noch Einiges über die Herbergen zur Heimath. Sie schließen grundsätzlich weibliche Wanderer aus. Keine in ganz Deutschland nimmt so ein unglückliches oder verkommenes Geschöpf auf. Angeblich, weil das den Ruf der Herberge schädigen würde. So bleibt den Mädchen nichts weiter übrig, als auf gut Glück sich Quartier zu suchen — und schließlich wirklich unterzusinken. Die wenigen Mädchenherbergen in den Großstädten können daran nichts ändern. Bis eines der Landmädchen, aus denen die „Tippelschicksen“ besonders hervorgehen, zur Großstadt kommt, ist es schon längst auf andere Wege gebracht.

Ueber die strenge Zucht in den Herbergen ist schon manches gesagt. Aber ob es richtig ist, alten Männern, die vom Wetter durchfroren sind, früh um sechs die Decken for'zuziehen, möchte ich bezweifeln. Das Generalisiren und gewaltsame Disziplinschaffen wirkt nur abstoßend.

Das Böseste an den Herbergen aber ist die Lektüre. Jeder Arbeiter hat ein gewisses Interesse an der Lage, an den Fortschritten seines Berufs. Früher fand der wandernde Arbeiter die Befriedigung dafür in den Innungsherbergen, heute hat er dazu seine Zeitungen. Aber danach sucht er in den Herbergen vergeblich! Auch Bücher über ernste wissenschaftliche oder technische Fragen sind dort gänzlich unbekannt.

Welche Fühlung die Wanderer da mit ihrem Beruf behalten, läßt sich denken. Und dabei ist gerade diese Fühlung das Hauptsächlichste, das den Verzweifelnden und Haltlosen oben erhält. Unter diesen Umständen sind oft die Schnapsspinnen vorzuziehen, wo der Wanderer Kollegen, die im Ort in Arbeit sind, treffen kann und auch nicht als der steter Bevormundung bedürftige Mensch, als unerfahrener Jüngling gilt, als welcher er in der Herberge zur Heimath behandelt wird.

Wohl haben die Herbergen zur Heimath ein nicht hoch genug zu Schätzendes: der Branntweingenuß wird in ihren Räumen nicht geduldet. Doch ist das Schnapsverbot so lange hinfällig, wie sie dem armen Reisenden nichts Besseres dafür bieten, als die fromme Lektüre, das dürstige Essen und die missionsmäßige Behandlung. Die können den Verzweifelnden nicht den inneren Halt geben, der nöthig ist.

Ueberdies sind die sogenannten Schnapsherbergen nicht halb so böse wie ihr Ruf. Es ist eine böswillige Verleumdung, zu sagen, dort ist Jeder alle Abend trunken. Unter dreißig bis vierzig, mit denen ich in solchen Herbergen nächtigte, waren nur einzelne Trunkene, meist sogar nur einer. Den Anderen fehlte das Geld zum Trinken, häufiger aber die Lust dazu. Auch war das Bettzeug fast stets in den freien Herbergen besser, als in den Herbergen zur Heimath. Mußte ich doch in Betten der Herbergen zur Heimath schlafen, die schon ganz flebrig waren.

Ueberdies müssen die freien Herbergen streng unterschieden werden in solche, die von der Innung beschickt werden, solche, die mit keiner Gesellschaft oder Verbindung in Berührung stehen, wie die „Schicksenherbergen“, endlich die Herbergen der Verpflegungsstationen und jene, zu denen die Gewerkschaften ihre reisenden Mitglieder schicken. Die Innungsherbergen haben fast alle getrennte Zimmer für Meister und Gesellen. Sie sind, ebenso wie die Innungen, im Aussterben. Die Herbergen ganz ohne Verbindung sind nichts als Gasthöfe, die in einem Hofgebäude einige Räume für die Handwerksburschen halten. Auch die Herbergen der Verpflegungsstationen sind derartige Gasthöfe, doch bekommen die Wanderer in ihnen keine Betten, sondern müssen auf Pritschen, im Stroh oder im Wartezimmer liegen. Ueberall sind die armen Reisenden von den anderen Besuchern abgesondert. Nur in den Gewerkschaftsherbergen haben ich und die anderen Wandernden mit den anderen Gästen

zusammensitzen dürfen. Nichts erhält mehr den Menschen in der Selbstachtung, in der Selbstzucht, als ein solches Inverbindungbleiben mit den Vorgängen der Welt.

Auch verfällt unter solchen Umständen der Wandernde nicht so leicht dem Ungeziefer und den ansteckenden Krankheiten. Er selbst kämpft kräftiger gegen diese Dinge an als dort, wo er von vornherein als Minderwerthiger behandelt wird. Zwar wird er in den Herbergen zur Heimath nicht so leicht zu Ungeziefer kommen. Wird doch Jeder, der „Bienen“ (Läuse) an sich hat, hinausgewiesen, da nur die wenigsten der christlichen Herbergen Britschen für solche Unglückliche haben; hat er aber durch Zufall doch Ungeziefer bekommen, so ist er bald gänzlich herab, wenn er sich nicht sofort neue Wäsche kaufen und sein Zeug ausbrennen lassen kann. Vorrichtungen zum Zeugausbrennen finden sich nur wenige. Gewöhnlich nur je eine in jedem Regierungsbezirk. Und aus falscher Scham gehen dann die Meisten zu Grunde, die vom Ungeziefer befallen sind. Sie bleiben lieber verschollen, ehe sie sich Bekannten oder Verwandten voller Elend zeigen.

Mit noch Einem ist es sehr übel bestellt: mit dem Wäschewechsel. Im Sommer kann so ein Walzbruder die Wäsche in der freien Natur am Bache reinigen. Im Winter jedoch — der faulige, muffige Geruch, den die armen Reisenden im Winter ausströmen, kommt von der Wäsche, die nur zu häufig monatelang getragen werden muß.

Ja, von dem lustigen Wandern der früheren Zeit ist nicht viel übrig geblieben — wenn es das überhaupt jemals gegeben hat.

Daß ungeheuer viele Walzbrüder bald so weit sind, daß sie ins Kreisfrankenhaus müssen — fast nur wegen Haut- und Lungenkrankheiten, ist erklärlich. Ein solches Leben verbraucht sehr viel Menschen.

Die Mädchen und Frauen, die ins Lippeln kommen, sind ohne Ausnahme verloren. Sie gerathen meist solchen Elementen in die Hände, die alle schlechten Instinkte des Weibes in ihnen wecken. Die Mehrzahl der Lippelschicksen besteht aus ehemaligen Dienstmädchen und Mägden, die wegen allzu schlechter Kost oder schlechter Behandlung aus ihrer Stelle gelaufen sind. Auch Komödiantinnen befinden sich unter den Lippelschicksen. Fabrikarbeiterinnen finden sich weniger unter den Schicksen. Nur in den Gegenden, wo sich die Prostitution nicht lohnt, gehen sie auf die Walze. Das ist besonders in den Textilindustrialgegenden der Fall. Als Kuriosum will ich nur erwähnen, daß ich auch die geschiedene Frau eines Geheimraths unter den Lippelschicksen traf; sie war durch Liebschaften und Schnaps heruntergekommen.

Im Uebrigen ist die Zahl der Lippelschicksen sehr gering, ebenso wie die der Gewohnheitstippler. Haben doch die meisten dieser Reisenden sich nur verbessern oder sich die Welt ein wenig ansehen wollen. Sie wollten wohl auch ihren Beruf in anderen Orten vollkommener erlernen. Und alle sind sie gerne bereit, wieder in Arbeit zu gehen.

Die oben geschilderten Verhältnisse werden den deutschen Gewerkschaften nicht unbekannt sein. Sie sollten nicht versäumen, diese Zustände zu verbessern. Nicht allein aus Hilfsbereitschaft für Unglückliche, auch aus Klugheit. Denn wenn die armen Reisenden auch fast immer unwürdige Stellenangebote ausschlagen — die Unternehmer suchen sich besonders die christlichen Herbergen zu solchen Angeboten auf, da sie der Herbergsvater unterstützt und nicht fragt, ob bei den angegebenen Verhältnissen ein erwachsener Mensch leben kann — so ist doch zu bedenken, daß die armen Reisenden eine gar nicht so kleine Armee Verzweifelter sind.

Literarische Rundschau.

Maximilian Bach, Geschichte der Wiener Revolution im Jahre 1848.

Vollsthümlich dargestellt. Erste Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand) 1898.

942 Seiten.

Amicus Plato, sed magis amica veritas: so gern wir einer jungen hoffnungsvollen Kraft, die nach historisch-materialistischer Methode die Wiener Revolution dar-

zustellen versucht, an unserem Theile bestätigen möchten, daß sie ihr Ziel ganz erreicht hat, so können wir ehrlicher Weise doch nur sagen, daß Bach erst ungefähr auf die Hälfte des Weges gelangt ist. Wer selbst einmal einen so verwickelten Stoff zu behandeln unternommen hat, erkennt auch leicht, woran Bach gescheitert ist. Man unterschätzt gewöhnlich die Zeit, die zur Bewältigung der Arbeit nothwendig ist und steht dann vor der Alternative, entweder ein paar Jahre zuzugeben, was mit einer Masse Unbequemlichkeiten verbunden zu sein pflegt, oder den vorgesezten Termin inne zu halten, was dann die Herausgabe eines halb fertigen Buches zur Folge hat. Welcher dieser beiden Wege vorzuziehen ist, brauchen wir nicht zu sagen: nur wollen wir hervorheben, daß Bach den Wiener Arbeitern mit seiner Geschichte der Wiener Revolution ein Jubiläumsgeschenk hat machen wollen, was doch einigermaßen entschuldigt, daß er den weniger empfehlenswerthen Weg eingeschlagen hat. Er giebt eine Masse eifrig gesammelten Materials, das an allen Ecken und Enden sozusagen angearbeitet ist, und zwar mit einem Talent, woraus sich schließen läßt, daß Bach ganz der Mann dazu wäre, nicht nur eine, sondern die Geschichte der Wiener Revolution zu schreiben, aber das nirgends völlig durchgearbeitet ist. Wichtige Seiten der Wiener Revolution bleiben ganz oder fast ganz unberücksichtigt, während ihre vergessene und mit Recht vergessene Tagesliteratur wenigstens stellenweise in einschläfernder Massenhaftigkeit aufgehäuft ist. Doch liegen die Mängel des Buchs zu sehr auf der Hand, als daß sie einzeln aufgezählt zu werden brauchen; wir können dem begabten Verfasser nur wünschen, daß ihm recht bald vergönnt sein möge, seine Arbeit noch einmal auf den Amboss zu legen und, wie sich die Wiener „Arbeiterzeitung“ treffend ausdrückt, eine zweite verkürzte und vermehrte Auflage herauszugeben.

F. M.

H. Schurz, *Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes.* (Beiträge zur Volks- und Völkerkunde, V. Band.) Weimar, Emil Felber. 185 S. 8°. Preis 3 Mk.

Die Völkerkunde beginnt, nachdem sie schon seit einigen Jahren die Soziologie und Kulturgeschichte umgestaltend beeinflusst hat, nun auch auf die Wirthschaftshistorik mehr und mehr einzuwirken. Bereits läßt sich eine recht ansehnliche Reihe von Schriften und Artikeln zusammenstellen, in denen diese Einwirkung hervortritt. In qualitativer Hinsicht stehen allerdings die meisten dieser Versuche einer Verwerthung der neueren ethnologischen Forschungen für die Wirthschaftsgeschichte noch auf recht niedriger Stufe. Sie sind zumeist von Nationalökonomien unternommen, die nicht nur noch ihre alten Schulbegriffe mit herumschleppen, sondern denen gewöhnlich auch eine genügende Kenntniß des Entwicklungsganges ethnologischer Forschung, der verschiedenen Methoden und Richtungen mangelt, und die deshalb ethnologischen Angaben durchweg recht kritiklos und unbehilflich gegenüberstehen. Entschieden werthvoller sind immerhin noch die von einzelnen Ethnologen unternommenen Versuche, volkswirthschaftliche Probleme von ethnologischen Gesichtspunkten zu erfassen, obgleich sie vielfach in einen anderen Fehler verfallen, nämlich in die Beurtheilung der heutigen kapitalistischen Wirthschaftsverhältnisse nach dem Charakter der von ihnen sondirten wirthschaftlichen Urformen.

Unter den Arbeitern auf dem letztgenannten ethnologisch-ökonomischen Spezialgebiet hat sich Dr. H. Schurz längst einen anerkannten Namen erworben, und die vorliegende klare, von größter Sachkenntniß zeugende Schrift liefert aufs Neue den Beweis dafür, daß dieser Ruf ein wohlverdienter ist.

Schurz unterscheidet in seiner Beantwortung der Frage, aus welchen Anfängen sich das Geld entwickelt hat, zwei Formen des Geldes, die zwar nicht scharf gegeneinander abgegrenzt, aber doch ihrem Zwecke nach völlig verschieden sind: das „Binnengeld“, das sozialen Zwecken dient und „als Grundlage des Reichthums und Werthmesser des Besitzes im Innern eines Stammes Geltung erlangt“, und das „Außengeld“, d. h. Tauschmittel, die „von Stamm zu Stamm wandern und sich schließlich als allgemein willkommene Waare zu einer Art Geld umbilden“. Das Binnengeld ist anfangs kein „Tauschmittel“, sondern ein Mittel zur Aufspeicherung

von dem Konsum entzogenen Gebrauchswerthen. Sobald die Arbeit so weit vorgeschritten ist, daß sie einen Ueberschuß über den gewohnheitsmäßigen täglichen Konsum abwirft, entsteht auch die Neigung zur Festhaltung dieses Ueberschusses, zu seiner Fixirung in bestimmten Werthobjekten, die sich allgemeiner Schätzung erfreuen und möglichst wenig dem Verderben ausgesetzt sind. Diese Gegenstände, die gesammelt und angehäuft, bald zu anerkannten Werthmaßstäben des Besitzes werden, sind natürlich in den verschiedenen Gegenden ganz verschiedener Art: Perlen- und Muschelschnüre, Metallzieraten, bunte Steine, Felle, Matten etc. etc. Zuerst laufen meist mehrere solcher Werthmesser nebeneinander her, ohne daß ein bestimmtes festes Werthverhältniß zwischen ihnen besteht; mit der Zeit erlangt jedoch eine dieser „Geldsorten“ das Uebergewicht und die anderen treten zu ihr in ein bestimmtes Verhältniß. Nun wird Sagung: eine Perlenschnur gilt so und so viele Metallscheiben, eine Metallscheibe so und so viele Muscheln u. s. w. Alle diese Geldarten dienen jedoch nicht als eigentliche Tauschmittel. Soweit überhaupt ein Handelsverkehr im Innern des Dorfes oder Stammes besteht, vollzieht er sich gewöhnlich im Austausch des einen Produkts gegen das andere. Das Geld dient in der Hauptsache zur Aufspeicherung von Reichtümern, zur Schatzbildung, und nur bei besonderen Gelegenheiten, z. B. beim Braut- oder Sklavenkauf, an großen Festen oder zu Geschenkgaben an benachbarte Häuptlinge findet es Verwendung. Oft besteht das Binnengeld überhaupt in Gegenständen, die nicht „umlaufsfähig“ sind, so auf den Karolinen in großen, nicht selten zentnerschweren Arragonitsteinen.

Ohne Weiteres ist klar, daß solches Binnengeld nur innerhalb eines Dorfes, Stammes, Volkes Werth hat; Muscheln, Steine, Matten, die hier als große Kostbarkeit angesehen werden, gelten in Nachbarstämmen vielleicht als Tand. So bildet sich denn, sobald zunehmender Handelsverkehr zwischen benachbarten Stämmen Werthmaßstäbe nöthig macht, neben dem Binnengeld eine zweite Geldart heraus, das „Außengeld“, das von allen benachbarten Stämmen im Außenhandelsverkehr anerkannt, im inneren Tauschverkehr aber nur ausnahmsweise verwendet wird. Dabei zeigt sich häufig noch die Sonderbarkeit, daß auch im Außenhandel dieses Geld nicht allgemeine Kaufkraft hat, sondern nur für bestimmte Erzeugnisse in Zahlung genommen wird: eine Thatsache, die sich aus den verschiedenen Bedürfnissen der Stämme erklärt. Stammt beispielsweise eine bestimmte Sorte Muschelgeld von einem Küstenstamm, der von den benachbarten Inlandstämmen dafür fast nur Feldprodukte eintauscht, und wird dieses Muschelgeld dann weiter nur zum Einkaufen von Fellen bei tiefer landeinwärts wohnenden Jägerstämmen benutzt, so bildet sich, wie die Beobachtung lehrt, gar leicht die Gewohnheit heraus, solches Muschelgeld überhaupt nur für Feldprodukte und Felle in Zahlung zu nehmen. Will Jemand dafür einen Topf kaufen, muß er es vielleicht erst gegen anderes Muschelgeld und dieses wieder gegen Metallgeld umwechseln. Erst nun hat er die richtige Geldsorte, die als ein Aequivalent für Töpfe anerkannt ist. Nach und nach schleifen sich natürlich diese Gegensätze zwischen den verschiedenen Geldsorten ab, und auch das Binnengeld tritt zum Außengeld in ein bestimmtes Werthverhältniß, resp. wird mit ihm mehr und mehr zu einem „Geldsystem“ verschmolzen. Zugleich erlangt das Metallgeld als das für den Umlauf am besten geeignete allmähig den Vorrang.

Die Einzelheiten dieser Entwicklung des Geldes, die verschiedenen Formen des Binnengeldes und seine Beeinflussung durch subjektive Werthschätzungen, die Rückwirkung des Außenhandelsverkehrs auf die Geldbildung, die verschiedenartigen Beziehungen zwischen Binnen- und Außengeld können hier natürlich nicht erörtert werden. Wer sich für derartige ethnologisch-wirtschaftliche Untersuchungen interessiert, muß darüber die Schrift selbst nachlesen. Durchweg ist die Darstellung eine präzise und leichtverständliche, gestützt auf ein reiches Quellenmaterial; gewundert hat mich nur, daß der Verfasser trotz des Interesses, das er für das Diwarra-Muschelgeld des westlichen Milanesiens offenbart, doch des Missionars B. Danks hochinteressante Monographie „On the Shellmoney of New Britain“ (Journ. of the Anthropol. Inst. of Great Britain and Ireland, Band XVII) übersehen hat. Heinrich Cunow.

Ch. Baggio, Catéchisme de l'Ouvrier. Les maux de la vie ouvrière, leurs causes et leurs remèdes ou le Socialisme Pratique dans et par l'Évolution naturelle. Carvin (Pas de Calais), Imprimerie A. Plouvier et C. Chartreux. 144 S. gr. 12^o.

Der Verfasser dieses Arbeiterkatechismus ist ein Parteigänger derjenigen Richtung des französischen Sozialismus, deren vornehmster literarischer Vertreter bis vor wenigen Jahren Benoit Malon war. Malon gab ihr den Namen „integral“, womit angezeigt sein sollte, daß in Theorie und Praxis der Sozialismus als das Produkt einer Vielheit von Elementen aufgefaßt wird, deren volle Berücksichtigung die Schule sich zur Aufgabe macht. Integral ist somit im Grunde hier nur ein anderes Wort für „effektiv“; was die integrale Schule von anderen sozialistischen Schulen unterscheidet, ist ihr ausgeprägter Effektivismus. Allerdings wird das Wort „integral“ auch auf das Ziel bezogen, es soll die vollständige, allseitige Durchführung des sozialistischen Prinzips anzeigen. Aber dieses Ziel schwebt den anderen Schulen des Sozialismus auch vor, das Ziel oder, wenn man will, Endziel kann nur da als unterscheidendes Merkmal dienen, wo es in ganz bestimmter Gestalt dogmatisch verkündet wird (z. B. als Auflösung der Staaten in frei föderierte kommunistische Gruppen, Phalansterien etc.), was heute nur noch in vereinzelten Ausnahmefällen vorkommt.

Wie aller Effektivismus, neigt der integrale Sozialismus zur Mäßigung. Er ist zwar, wie gezeigt, nicht in seinem Ziele, wohl aber in seiner Methode wesentlich gemäßigter Sozialismus. Er schließt für gewisse Fälle die revolutionären Mittel nicht aus, ist aber im Prinzip mehr für den Weg schrittweiser Reform als für gewaltsame, sprungartige Revolutionen.

In diesem Sinne ist der vorstehende Katechismus abgefaßt. Wer sich an seiner Grundtendenz nicht stößt, wird an den Einzelheiten kaum irgend etwas auszufinden finden. Es ist eine, in edler Popularität gehaltene Darlegung der Ursachen, Grundsätze, Mittel und Ziele der sozialistischen Arbeiterbewegung. In systematischem Aufbau beginnt sie mit dem, was auch der am wenigsten geschulte Arbeiter begreift: der Schilderung der Uebel, unter denen die Arbeiterschaft leidet. Dann geht der Verfasser zur Aufdeckung der Ursachen dieser Uebel über, untersucht die Abhilfsmittel der Gegner des Sozialismus und weist nach, daß sie theils unzulänglich, theils aber direkt verkehrt und zweckwidrig sind, worauf er schließlich in sachgemäßer Weise und eingehend die von der sozialistischen Arbeiterpartei und den ihr verwandten Arbeiterorganisationen (Gewerkschaften, Genossenschaften) betriebenen Maßnahmen, bezw. Schöpfungen und deren Nutzen, sowie den politischen Kampf und die Taktik der Arbeiterpartei schildert. Alles dies in der Form eines Gesprächs, die aber nur dazu dient, die Schilderung lebhafter zu gestalten, dagegen von allem pedantischen Ballast didaktischer Dialoge freigehalten ist. Die Darstellung ist durchaus flüssig und die Einteilung der Kapitel und Abschnitte sehr übersichtlich. So gemeinverständlich der Katechismus gehalten ist, so ist er doch darum durchaus nicht flach, sondern reich an treffenden, von scharfer Beobachtung und tüchtigen Kenntnissen zeugenden Bemerkungen. Er hat denn auch schon die dritte Auflage erlebt.

Im Vorwort zu dieser dritten, an verschiedenen Stellen erweiterten Auflage sagt Baggio, der, den Achtzigern nahe, schon seit 1845 im Lager des Sozialismus steht, es habe ihn bei Abfassung des Katechismus die Absicht geleitet, dem Arbeiter den praktischen Weg zum Sozialismus und „die Nothwendigkeit darzulegen, der mächtigen Koalition der Bourgeois den Bund und die Assoziation der Arbeiter in all ihren Formen entgegenzusetzen.“ Weiter bezeichnet er als Zweck des Katechismus, „dem Arbeiter die politischen, ökonomischen, intellektuellen und moralischen Bedingungen der Verwirklichung des Sozialismus und die Nothwendigkeit der schrittweisen Herbeiführung dieser Bedingungen zum klaren Bewußtsein zu bringen, ihn so den trügerischen Einbildungen von plötzlichen Umwälzungen, dem Kultus hergebrachter Formeln und steriler Opposition zu entreißen und alle seine Energie dem Werke des Aufbaus, der schrittweise vorgehenden, geduldigen und ausdauernden

Arbeit des Aufbaus der Grundlagen und der verschiedenen Stockwerke des sozialistischen Gebäudes zuzuwenden."

Aus der Thatsache, daß der Verfasser sehr energisch die Nothwendigkeit des politischen Kampfes und der Durchführung der Demokratie betont, geht bereits hervor, daß hinter der hier verkündeten Gegnerschaft gegen „sterile Opposition“ sich keinerlei reaktionärer Utopismus, sondern nur die Ueberzeugung birgt, daß die vornehmlich auf das Regierungsstürzen gerichtete Politik im heutigen Frankreich überlebt und dem Werke der Organisation der Arbeiterklasse hinderlich ist. Immerhin sind die auf das Gebiet der Taktik übergreifenden Stellen seines Katechismus als dessen strittiger Theil zu bezeichnen. Sie nehmen jedoch nur einen geringen Raum dieser nützlichen Propagandaschrift ein und verleugnen in keiner Weise deren, von allem Fraktionsgeist freien Charakter.

Ed. B.

Kurt Raser, Politische und soziale Bewegungen im deutschen Bürgerthum zu Beginn des 16. Jahrhunderts, mit besonderer Rücksicht auf den Speyerer Aufstand im Jahre 1512. Stuttgart 1899, W. Kohlhammer. 271 S. 8°. Preis 5 Mk.

Jede Geschichte der Städterevolutionen zu Anfang des 16. Jahrhunderts muß, wenn sie einen wirklichen Einblick in die damalige Bewegung geben will, auf die Entwicklung des deutschen Bürgerthums und des Städtewesens im 14. und 15. Jahrhundert zurückgehen und die wirtschaftlichen Wandlungen mit ihrer Rückwirkung auf die städtischen Steuer- und Finanzverhältnisse, sowie auf die städtische Klassenschichtung nachzuweisen suchen. Ist dann auf diese Weise in allgemeinen Zügen die Entwicklungsrichtung gewonnen, mag die Darstellung der einzelnen Kämpfe innerhalb der Schichten des städtischen Bürgerthums folgen — natürlich unter Berücksichtigung der besonderen lokalen wirtschaftspolitischen Verhältnisse.

Das ist die Aufgabe, die unbedingt jeder Geschichtschreiber sich stellen muß, der die „politischen und sozialen Bewegungen im Bürgerthum“ jener Zeit darzustellen unternimmt: eine Aufgabe, die vielleicht wegen des Mangels an zuverlässigen Quellschriften nie voll gelöst werden kann, auf deren Bewältigung aber nichtsdestoweniger die ganze Arbeit gerichtet sein muß.

Herr Kurt Raser stellt solche Anforderungen nicht. Er macht sich's bequemer. Mit ein paar oberflächlichen Worten äußert er sich über die Zunahme der städtischen Steuerlasten und die Verschärfung der sozialen Gegensätze am Ende des 15. Jahrhunderts, weist kurz auf einige städtische Unruhen hin, schildert dann auf 123 Seiten weitläufig den Speyerer Aufstand, fügt einige kurze Beispiele anderer bürgerlichen Aufstände hinzu und ergeht sich dann in allerlei langen Betrachtungen über die „Hauptrichtungen“ der Bewegung, in denen er darzuthun sucht, daß sich eine antiflerikale, eine gemäßigt-reformatorische und eine radikal-kommunistische Strömung unterscheiden lassen.

Seltam berührt dabei die Kritiklosigkeit, mit welcher der Verfasser den Quellen gegenübersteht. Angaben verbissener Parteimänner, einseitige Darstellungen städtischer Chroniken, durch die Folter erpresste Aussagen: alles betrachtet er mit derselben Buchstabengläubigkeit — wenigstens soweit es die Aufständischen belastet. Da ihm die eigentliche tiefere Tendenz der ganzen Bewegung unklar bleibt, fehlt ihm natürlich auch die richtige Werthung der von den „Unruhestiftern“ und dem „Pöbel“ gestellten Forderungen, und so beurtheilt er denn diese nicht in ihrer Beziehung zur allgemeinen Entwicklungsrichtung, sondern nach nebensächlichen Formalien, d. h. danach, ob sie irgend welchen damals geltenden Gesetzesbestimmungen, Zunftfestsetzungen, Willigkeitsrückichten u. entsprachen. Dazu kommt noch eine seltsame Neigung zu schematischen Klassifikationen nach rein äußerlichen Merkmalen. Wird in irgend einer Chronik berichtet, daß die Aufständischen es auf den Besitz der Reichen abgesehen hätten, so registriert Herr Raser kurzweg die Bewegung als eine sozialistische; suchen die Aufständischen einem Bischof oder der Geistlichkeit gewisse Rechte abzugewinnen, dann ist die Bewegung eine antiflerikale u. s. w. Bei solcher Methode ist es nur

selbstverständlich, wenn der Verfasser schließlich die „tiefsten Wurzeln“ der Bewegung in „ethischen und politischen Momenten“, in brutalem Egoismus und sittlicher Verwilderung findet, und er auf die Frage nach den „beherrschenden Kräften und Zielen der städtischen Bewegung“ nur die Antwort hat, daß diese Bewegung weder eine „einseitig proletarisch-sozialistische Natur“ hatte, noch „ausschließlich vom Handwerkerstand“ getragen wurde, sondern beide Schichten an ihr betheiligt gewesen seien. Ein sicherlich recht mageres Ergebnis!

H. C.

Die Erbschaft.

Von Masson-Forestier. Autorisirte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

I.

Bureauvorsteher gesucht, der Schriftsätze aufzustellen und Inventare aufzunehmen versteht. Gutes Gehalt. Meldungen bei Maître Basselot, Notar in Lille. — — —

„Gewiß, Herr Quertier, die Auskünfte sind zufriedenstellend. Gestatten Sie indessen, daß ich Ihnen noch einige Fragen vorlege? Sie sind nicht verheirathet? Nein. Keine Liaison? Keine Kinder?“

„Nein, mein Herr; ich lebe allein und bin vollständig unabhängig.“

„Gut! Ich muß davon überzeugt sein, daß mein Personal mit seinen Bezügen auskommt. Allerdings ist alles relativ, und ein Gehalt, mit dem der Eine sich einrichtet, mag dem Anderen ungenügend erscheinen; dennoch wird sich ein Mann, der die Vierzig überschritten und keine Familie auf dem Halse hat, mit den 2400 Francs, die ich Ihnen aussehe, ganz behaglich fühlen.“

„Gewiß, Herr Notar.“

„... Selbst wenn er früher bessere Zeiten gekannt hat... Denn ich weiß, daß Ihre Eltern...“

Der Bureauvorsteher schien bewegt.

„Ja, mein Herr... Doch das ist lange her. Es war im Jahre 1858. Mein Vater, der Bankier in Langres war, hat in Folge einer Krise in Eisenbahnaktien seinen Bankrott anmelden müssen. Ich wollte Niemandem etwas verdanken, nicht einmal den Freunden meiner Familie. Ich trat als kleiner Schreiber in eine Anwaltskanzlei und hatte das Glück, mir ziemlich schnell meinen Lebensunterhalt verdienen zu können. Dann starb mein Vater, meine Mutter ebenfalls, und beide ließen mir als Erbschaft nichts weiter als das Beispiel der Entsagung und Resignation zurück... Nie hatte ich gehört, daß sie sich gegen das Schicksal aufgelehnt hätten... doch vielleicht interessieren diese Details Sie gar nicht, Herr Basselot?“

„Oh, da irren Sie sich! Sie bestätigen mir im Gegentheil den guten Eindruck, den ich bereits von Ihnen habe. Sie scheinen mir die erforderlichen Eigenschaften zu besitzen, um den Versuchungen zu widerstehen, die in unserem Beruf so viele junge Leute entgleisen lassen. Dem Manne, den Sie ersetzen sollen, hatte ich in zehn Jahren nicht den leisesten Vorwurf zu machen; dann wich er eines Tages vom rechten Wege ab. Er war — wie ich Ihnen bereits sagte — ein braver Junge, aber ein Bißchen naiv und hatte sich wahnsinnig in eine Frau verliebt, die ihn zu Grunde gerichtet hat. Was Sie anbetrifft, so nehme ich an, daß Sie solche Liebeshändel nicht mehr zu fürchten haben?“

„Oh gewiß!“

„Sehen Sie, es ist vor Allem nothwendig, daß ich mich mit geschlossenen Augen auf den Bureauvorsteher verlassen kann, der mit den Inventaren und

Liquidationen betraut ist. Meine Kanzlei ist eine der bedeutendsten von Lille und ich habe viel mit Erbschaften zu thun. Unglücklicher Weise kann ich, rheumatismuskleidend wie ich bin, mein Zimmer nicht verlassen und muß alles dem Beamten überlassen, der in der Wohnung der Betreffenden Papiere und Werthe aufnimmt."

"Aber, wenn nach dem Hinscheiden Siegel angelegt worden sind? Dulden Ihre Friedensrichter, daß der Notar nicht der Abnahme beivohnt?"

"Gewöhnlich, ja! Die Herren sind sehr liebenswürdig. Wenn sie aber glauben, auf meiner Anwesenheit bestehen zu müssen, dann zwingen sie mich, so gut es geht, in den Wagen und wohne dem Beginn der Verhandlung bei oder bitte einen Kollegen, mich zu vertreten. . . . Wir sagten also, mein Freund, daß Sie Montag in Thätigkeit treten, und als Anfang haben Sie zwei Erbschaften zu regeln — die anderen können warten; erstens die Erbschaft Perrolin in Fiver (Fiver ist eine Art Vorstadt von Lille), in einer Stearinfabrik. . . . Das ist das übliche Inventarium. Madame Perrolin, die Verstorbene, war Witwe. Ihre drei Kinder vertragen sich sehr gut miteinander. Das Vermögen ist ziemlich bedeutend; alles ist in Ordnung, außerdem wird Ihnen der Geschäftsführer der Fabrik, der ganz genau Bescheid weiß, sowie auch der Taxator bei der Abschätzung der Waaren zur Hand gehen. . . . Die andere ist delikater. Es handelt sich um die Hinterlassenschaft eines originellen Wesens, eines gewissen Platon Tarrade, der vor sechs Wochen gestorben ist. Dieser alte brummige Junggeselle und Philosoph wohnte sehr zurückgezogen bei den Südwällen, Rue Philippe des Comines 8, in einem Häuschen, das von einem Garten umgeben war, den er selbst bebaute. Er ging wenig aus; man sah ihn manchmal in der Bibliothek, wußte aber nicht, daß er Verwandte hatte. Er hinterläßt als einzige Erbin eine Schwester, die in der Dordogne wohnt, eine Frau Bienal, die augenblicklich ziemlich schwer krank ist und der Abnahme der Siegel nicht wird beivohnen können."

"Was that er denn zu seinen Lebzeiten?"

"Tarrade? Er übte alle möglichen Berufe aus. In seiner Jugend war er Kunstschler, dann hat er in Amerika in den Minen gearbeitet. Ich glaube, er hinterläßt einiges Vermögen. Trotzdem hat der Friedensrichter beim Anlegen der Siegel nur zweihundert und einige Francs bei ihm gefunden. . . . Doch im letzten Jahre hat mich Tarrade einmal konsultirt. Wir plauderten ziemlich lange miteinander. Er interessirte mich. . . . Der Mann schien sich sehr spät noch eine umfangreiche Bildung angeeignet zu haben. Er erzählte mir von seiner Familie, besonders von seiner Schwester, mit der er seit einer Reihe von Jahren keine Beziehungen mehr unterhielt; er liebte sie nicht besonders, hielt sie für sehr habgierig und gedachte, sie zu Gunsten der Spitäler zu enterben. 'Aber', sagte ich zu ihm, 'das ist doch bei uns nicht Sitte, diejenigen zu enterben, die das Gesetz zu unseren Erben bestimmt hat. Das heißt, sie gewissermaßen verfluchen. Thun Sie das nicht!' Er sah mich erstaunt an und ich setzte lächelnd hinzu: 'Das würde Ihnen Unglück bringen!' Da blieb er lange Zeit nachdenklich, erhob sich dann und meinte, 'er würde schon sehen'. Er ist aber nicht wiedergekommen."

"So wissen Sie also nicht, welche Dispositionen er hat treffen können?"

"Sie müssen Recherchen anstellen; übrigens wird Ihnen der Friedensrichter dabei behilflich sein. Ich mache Sie nur noch auf eins aufmerksam: Platon Tarrade muß sein Geld versteckt haben. . . . Ich erinnere mich, daß er bei der Unterhaltung die Bemerkung fallen ließ, er hätte sein ganzes Geld bei sich, aber es wäre so gut versteckt, daß es, falls er unerwartet sterben sollte, fast unauffindbar sein würde. Er ist ganz plötzlich von einem Schlagfluß hinweggerafft

worden. Sie werden also Ihre ganze Schlaueit zu entfalten haben, um das Versteck zu entdecken. . . . Lassen Sie sich Zeit. Lesen Sie aufmerksam die Papiere des guten Mannes, um darin irgend eine nützliche Angabe zu entdecken. Suchen Sie! Es ist Sache der Geduld und Ausdauer, aber es muß Ihnen gelingen. Glauben Sie mir, Sie sollen im Falle des Erfolgs die aufgewandte Mühe nicht zu bereuen haben."

II.

Rue Philippe des Comines, eine Straße in der Nähe des Manöverfeldes und hinter dem Waarenmarkt. Quertier fand die Nummer 8 sehr leicht. Man betrat das Haus Larrade durch eine lange, zwischen zwei Ziegelmauern sich hinziehende Allee; dort befand sich ein kleines Gitter, das den Ausblick auf ein kleines, niedriges, altes, mit Ziegeln gedecktes Haus aus Steinen gewährte. Der Garten, der sehr gut gepflegt sein mußte, schien von einer zahllosen Menge kleiner, mit Buchsbaum eingefasster Alleen durchschnitten zu werden. Hier und da standen Hyazinthen- und Tulpenbeete in voller Blüthe.

Während Quertier diese Blumen mit den lachenden Farben betrachtete, hörte er hinter sich gehen. Es war der Gerichtsaktuar, ein kleiner, dicker Mann in weißer Kravatte und mit wichtiger Miene, der auf den Fußspitzen hüpfend näherkam. Dann erschienen sofort wie im Gänsemarsch der Taxator, der Friedensrichter und der Siegel führende Beamte.

Der Richter, ein langer, dünner, steifer Herr mit der gekniffenen Miene eines Beamten, der die Unterschiede zu wahren weiß — grüßte förmlich; dann geruhte er, sich bei dem Bureauvorsteher zu erkundigen, ob man seinen Chef zu Gesicht bekommen würde.

"Nein? . . . schon wieder verhindert?" fragte er sichernd; "nun, dann werden wir die Sache ohne ihn erledigen. . . . Pierre, mein Freund, Sie bewahren ja wohl als Gerichtsportier die Siegel, oder sollen sie wenigstens bewahren? . . . Sie haben also die Schlüssel . . . öffnen Sie, bitte. . . . Gehen Sie voran, Herr Aktuar; erinnern Sie sich, wie viel Siegel wir angelegt haben?"

"Drei, Herr Friedensrichter."

"Ach ja, ich erinnere mich; einen auf dem Sekretär, einen auf den Schrankflügeln des Ezimmers, und den dritten an der Thüre des Zimmers. . . . Das wird Alles in Allem nur ein kleines Inventar werden! . . . Oh, dieser duftige Garten; man könnte sich nach Harlem versetzt glauben!"

"Wohin?" fragte der Taxator, ein vierschrötiger Mann, der sich die Stirn wischte und wie ein Seehund fauchte.

"Nach Harlem in Holland . . . dort giebt es im Frühling so viele blühende Hyazinthen, und diese Hyazinthen strömen einen so mächtigen Duft aus, daß ein ganzes Stadtviertel, das die Gärtner einnehmen, dadurch unbewohnbar wird. Alle leiden an Migräne, an einer schrecklichen Migräne. Das ist sehr merkwürdig. . . . Nun, da stehen wir ja vor dem Hause; wie wär's, wenn wir hineingingen. . . . hm! Da drin ist die Sache anders; da riecht's eher nach Phenol. Wenn wir die Fenster öffneten, meine Herren?"

Während der Wächter sich mit Rufen beschäftigte, eilte der Taxator mit der Schreibtafel in der Hand durch die Zimmer; als er seine Inspektion beendet, schlug er dem Bureauvorsteher vor, sich in dem Ezzimmer niederzulassen, wo der Friedensrichter sein Siegel auf dem Schranke „als heil und unversehrt und in eben solchem Zustand abgenommen" anerkannt hatte.

"Sehr viel wird hier nicht zu holen sein, nicht wahr, Herr Kommissar?" murmelte Quertier und sekte sich.

„Ach, nein . . . Ihre Urkunde ist fertig?“

„Ja, sobald es dem Herrn Friedensrichter genehm ist, werde ich sie verlesen.“

„Meine Herren“, sagte der Beamte, sich verneigend; „ich stehe zu Ihrer Verfügung.“

Der Bureauvorsteher lehnte sich ein wenig in seinen Stuhl zurück, räusperte sich und begann zu lesen:

„Im Jahre 1897, am 29. März . . .

„Erschienen in der Wohnung zu Ville, Rue Philippe-le-Comines, in der der p. p. Platon Jules Tarrade zu Lebzeiten ohne bestimmten Beruf lebte und am 5. ds. Mts. verschieden ist.

„Auf Ersuchen der Frau Eulalia Florence Tarrade, Ehefrau des Jacques Biersot, mit dem sie außer Gütergemeinschaft lebend in Auvergne (Corrèze) wohnt,

„der Frau Biersot-Tarrade, vertreten hieselbst durch Herrn Stanislas Jules Quertier, Notarschreiber, wohnhaft zu Ville, Rue Weppes Nr. 15, nach den Bestimmungen der Vollmacht, die besagte Frau Biersot ihm nach der von Maître Darrez und seinem Kollegen, Notaren Courillac, deren Originaldiplom registriert und legalisiert worden ist, erhaltenen Anweisungen übergeben hat. . . .“

Der Friedensrichter, der zuerst geglaubt hatte, er müsse eine gewisse Aufmerksamkeit heucheln, unterhielt sich jetzt von dem und jenem mit dem Taxator. Die Herren sprachen von einer Manuskriptsammlung, die eben zur Versteigerung gelangt war. Der Aktuar kratzte einen Tintenfleck von seinem Stempelpapier, während der Gerichtsportier die Nase an die Scheiben drückte und mit blödem Blicke die Tulpen betrachtete. Als Quertier merkte, daß ihm Niemand mehr zuhörte, ließ er die Stimme sinken und vollendete wenige Minuten später seine Vorlesung in dem verworrenen Gestammel, das die Gerichtsmenschen sich angeeignet haben. Sobald er fertig war, traten Alle näher, um zu unterzeichnen.

„Und jetzt“, sagte der Friedensrichter, „handelt es sich darum, den Schatz zu finden.“

„Hier einen Schatz?“ fragte der Taxator.

„Allerdings! Der Notar ist seiner Sache sicher. Was aber das Errathen des Verstecks betrifft, so liegt die Sache anders.“

„Aber weiß man nicht wenigstens einige Einzelheiten über den Verstorbenen? War er ein Geizhals, der für seine Banknoten zitterte? In diesem Falle mag er sie wohl im Garten vergraben haben, damit sein Reichthum sich nicht bei Gelegenheit eines Brandes in Rauch zerstreuen konnte.“

„Nein, man behauptet nicht, daß Tarrade geizig war; aber da er allein lebte und den Ueberfällen der Diebe ausgesetzt war, so traf er jedenfalls seine Vorkehrungen.“

„Woraus schließen Sie das, Herr Friedensrichter?“

„Oh, ich schließe noch gar nicht! . . . Doch ich habe neulich, als ich meine Siegel anlegte, ein Tagebuch durchgeblättert, in dem wir vielleicht nützliche Ausgaben finden werden. . . . Wir müssen das Versteck entdecken, und zwar bald, denn es ist nicht anzunehmen, daß das Geld des braven Mannes nicht in der Nähe sein sollte. . . . Wissen Sie, ich werde dieses Buch gleich durchgehen, dadurch erspare ich dem Herrn eine Arbeit.“

Dabei zeigte er auf den Bureauvorsteher.

„Wir unsererseits“, versetzte der Taxator, jedes Zimmer der Wohnung betretend, „wollen die Mauern untersuchen und die Matratzen sondiren.“

(Schluß folgt.)